Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

Bezugspreis vierteljährlich: Ausgabe A (ohne „Wochenschau") in Münster zweimal täglich frei ins Haus gebracht 2 Mk. 10 Pfg., — auswärts von der Post abgeholt 2 Mk. 10 Pfg., durch den Briefträger gebracht überall, wo nur einmal im Tage Briefbestellung stattfindet, 2 Mk. 52 Pfg., in Orten mit zwei- und mehrmaliger Bestellung 2 Mk. 82 Pfg. — Ausgabe B (mit „Wochenschau") vierteljährlich 60 Pfg. mehr.
Fernspr.: Redaktion u. Verlag Nr. 2448, 2449 u. 2450. Geschäftsstelle (Michaelisplatz 9) Nr. 78.

Münsterischer Anzeiger

Zwei Ausgaben täglich. und Münsterische Volkszeitung. 45 267 Abonnenten.

Anzeigen: Der Raum für die Anzeigenspalte, 39 mm breit, 2,2mm hoch, 25 Pf.; bei Anzeigen aus dem R.-Bz. Münster 20 Pf., aus der Stadt Münster 15 Pf. (für Aktiengesellschaften rc., Vereine und Behörden 25 Pf.; Reklamen: Der Raum für die Reklamespalte, 87mm breit, 2,2mm hoch, 1 Mk. — Für Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr, sowie für Druckfehler keine Haftung übernommen. Etwaiger Rabatt gilt als Kassenrabatt u. kann verweigert werden, wenn Zahlung nicht binnen 4 Wochen nach Erhalt der Rechnung erfolgt. — Gebühr für Beilagen nach Gewicht.

Zweite Ausgabe. Samstag, 20. Januar 1917. 66. Jahrgang. Nr. 46.

Nanesti am Sereth im Sturm genommen.

Großes Hauptquartier, 20. Jan. (WTB.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Wytschaete und westlich La Bassée wurden heute Nacht angreifende englische Patrouillen abgewiesen.

Zwischen Doller und Rhein-Rhone-Kanal angesetzte Erkundungsunternehmungen sind von württembergischen Truppen erfolgreich durchgeführt.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Keine besonderen Ereignisse.

Front des Generaloberſten Erzherzogs Josef.

In den Ost-Karpathen nordwestlich Belbor, griffen mehrfach kleinere russische Abteilungen unsere Stellungen erfolglos an. An einer Stelle überraschend eingedrungener Feind wurde im Handgemenge zurückgeworfen.

Nördlich des Susita-Tales erneuerten die Rumänen an denselben Stellen, wie tags zuvor, ihre verzweifelten Angriffe. Fünfmal wurden sie nach schwerem Kampfe blutig abgewiesen. Außer mehreren hundert Toten, die vor den Stellungen liegen, verlor der Angreifer 400 Gefangene.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Starkes Schneetreiben und schlechte Beleuchtung behindert die Tätigkeit unserer Artillerie. Trotzdem wurde der am Sereth gelegene Ort Nanesti von deutschen Truppen gestern im Sturm genommen.

Mazedonische Front.

Tag und Nacht verliefen ruhig.

Der erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Der See- und Handelskrieg.

Amsterdam, 20. Jan. (WTB.) „Allgemeen Handelsblad" meldet, daß der Dampfer „Prins Hendrik" der Zeelandsgesellschaft aufgebracht worden ist.

Bern, 19. Jan. (WTB.) „Nouveliste de Lyon" meldet aus Norica auf den Azoren: Der amerikanische Dampfer „Boringuen" landete 27 Matrosen des versenkten norwegischen Dampfers Bergenhus (3600 To.).

Versenkt. London, 19. Jan. (WTB.) Lloyds meldet, daß der spanische Dampfer „Valle" versenkt wurde.

Schwedische Waren von England zurückgehalten. Kopenhagen, 19. Jan. (WTB.) „National-Tidende" meldet aus Stockholm: Die Kriegsversicherungskommission teilt mit, daß England im Jahre 1916 für 50 Millionen Kronen Waren, die für Schweden bestimmt waren, zurückgehalten hat. Bis zum Jahreswechsel sei ein Prisengerichtsurteil über diese Tat noch nicht gefällt worden. Die Kriegsversicherungskommission schloß im Jahre 1916 für über 1½ Milliarden Kronen Kriegsversicherungen ab und zahlte. im ganzen 14½ Millionen Kronen aus.

Weitere Nachrichten von der neuen „Möve".

Bern, 19. Jan. (WTB.) „Progrès de Lyon" meldet aus Rio de Janeiro: Ein deutsches Schiff vom Typ der „Möve" versenkte eine große Anzahl Schiffe. Der japanische Dampfer „Hudson Maru", der die Besatzungen der versenkten Schiffe an Bord nehmen mußte, wurde von dem deutschen Fahrzeug gezwungen, bis zum 12. 1. in seinem Fahrwasser zu bleiben. Erst dann wurde dem Schiff gestattet, nach Pernambuco zu fahren, wo es am 15. Januar eintraf. Der Hafenkapitän von Pernambuco wurde benachrichtigt, daß Mannschaften anderer versenkter Schiffe, 441 an der Zahl, demnächst durch den Dampfer „Narrowdale" gelandet werden sollen. Der Dampfer „Theodor", der von dem deutschen Schiff gekapert worden sei, sei bewaffnet worden und werde ähnlich, wie die „Appam" benutzt. (Danach scheint es, als wenn der damalige Obermatrose Badewitz die „Narrowdale" auf eigene Faust statt nach Amerika nach Deutschland gebracht hat, was sein Heldenstück noch glänzender macht. D. R.)

Der deutsche Dampfer „Prinz Adalbert" in England versteigert.

Haag, 20. Jan. (BB.) **Der schwerbeschädigt in der Themsemündung liegende Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Prinz Adalbert" (6030 Tonnen) wurde am Mittwoch zu 5000 Pfund Sterling ausgeboten. Nach lebhaftem Kampfe, an dem sich lediglich französische Reedereien beteiligten, wurde der Dampfer zu dem ungewöhnlich hohen Preise von 152 000 Pfund Sterling der Pariser Südatlantischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zugeschlagen.**

Der Verkauf, zu dem zahlreiche Persönlichkeiten, auch Damen, eingeladen waren, erhielt einen besonderen Charakter dadurch, daß zugleich eine Anzahl gewöhnlicher Fahnen in den deutschen Farben, die über Faktoreien, Bureaus usw. in Kamerun geflattert hatten, verkauft wurden. Der Verkauf des Dampfers und der Flaggen geschah im Auftrage der Admiralität, die auch einen Beamten gesandt hatte. Der Dampfer wurde für 152 000 Pfund an die Firma Clarkston u. Comp. verkauft, die ihn jedoch für Rechnung der französischen Reederei „Cie de navigation sudatlantique" in Paris erworben hat.

Dann kam der Verkauf der deutschen Flaggen. Der Auktionär hielt die Fahnen in die Höhe und sagte, er glaube, daß dieselben über Regierungsgebäude und öffentlichen Gebäuden in Kamerun geweht hätten. Niemals würden derartige Fahnen mehr in deutschen Kolonien wehen. Plötzlich erhob sich ein Mitglied der Schiffahrtsbörse und schrie laut in die Versammlung hinein, es sei eine Beleidigung, derartige Fahnen hier zu entrollen. Er wolle sofort 20 000 Mark für das englische Rote Kreuz zeichnen, wenn es ihm erlaubt werde, die Fahnen aus dem Hause zu tragen und zu verbrennen. Wenn hier Flaggen verkauft werden sollen, dann nur solche, sagte er, und zog aus seiner Tasche eine kleine Blechfahne in den Farben des Union Jack. Der Auktionär geriet in Verlegenheit, denn 20 000 Mark waren sicherlich viel Geld. Diese wären dem englischen Roten Kreuz zugute gekommen, während der Verkauf zum Nutzen des englischen Prisenfonds, an dem das Personal der englischen Flotte interessiert ist, stattfand. Die Annahme des Angebots hätte also den prisenhungrigen englischen Seeleuten nichts eingebracht. Der Auktionär gab dann eine Erklärung ab, daß er den Verkauf auf Befehl der Admiralität vornehme. Diese wünsche, daß die Fahnen verkauft würden. Dann wurden sie bündelweise, 1 und 2 gewöhnliche Flaggen und eine Anzahl kleinerer deutscher Flaggen, zusammengepackt, und für 20, 30 und 50 Pfund verkauft. Insgesamt wurden 492 Pfund dafür gelöst.

Englische Klage über den Zusammenbruch Rumäniens.

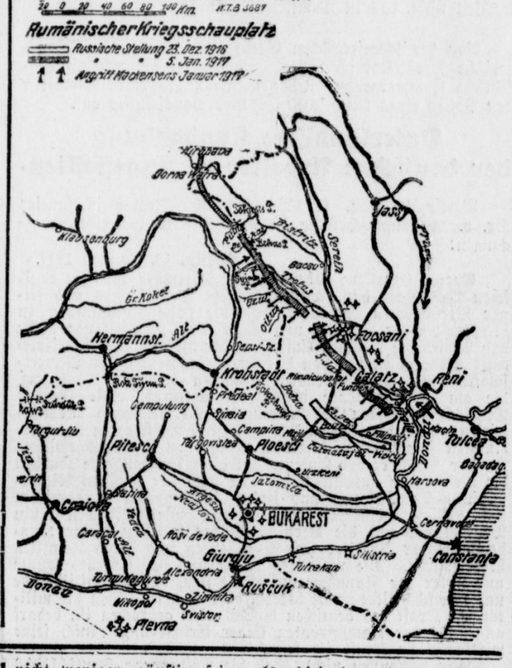
Der rumänische Zusammenbruch hat seinen unbarmherzigen Verlauf genommen, trotz aller angestrengten Bemühungen der amtlichen und nichtamtlichen Optimisten, die uns von Anfang bis zu Ende falsch geleitet haben, so urteilt die „National Review" in ihrer Monatsschau des Januarheftes. „Es wäre kindisch, diesen ungeheuren Fehler verkleinern zu wollen, fährt sie fort, er ist auf die zwei üblichen Ursachen zurückzuführen, nämlich die Überschätzung Rumäniens als militärischen Faktor und die fortgesetzte Unterschätzung Deutschlands. Unser unglücklicher Bundesgenosse hatte, das wird jetzt ruchbar, Mangel an vielen wesentlichen Dingen zur Kriegführung, namentlich an schweren Geschützen, Maschinengewehren und Flugzeugen. Weiterhin hat der rumänische Asquith die Absichten und Fähigkeiten Bulgariens falsch beurteilt, ebenso wie der britische Asquith, ungeachtet aller Warnungen, Deutschlands Absichten in den Jahren 1912—14 falsch beurteilt hat. Der rumänische Generalstab wurde von den Bukarester Politikern unterrichtet, daß es keinen Krieg mit Bulgarien geben würde, oder mit anderen Worten, daß kein Angriff von Süden her drohe. Das erklärt Rumäniens Strategie, jene falsche Berechnung, für die ebenso wenig Rußland wie ein anderer Verbündeter verantwortlich ist, oder gegen die sie Maßnahmen treffen konnten. So hat der liberale Imperialismus den rumänischen Feldzug ruiniert und man kann sich nur wundern, daß die Niederlage nicht noch schlimmer war. Über das Maß der erbeuteten Vorräte gehen die Meinungen auseinander. Zwecklos ist es, über die „verschüttete Milch" zu schreien; aber es wäre unendlich klüger von Großbritannien gewesen, von Anfang an allen Amateur-Strategen gegenüber taub zu bleiben und unsere Verbündeten wissen zu lassen, daß unsere militärische Hilfe sich auf den Westen beschränken würde, wir aber keine überflüssigen Truppen für Nebenkriegsschauplätze hätten. Auf solche Weise hätten wir die Dardanellen, Mesopotamien und Saloniki vermieden."

♦

Sofia, 19. Jan. (WTB.) Amtlicher Heeresbericht. Mazedonische Front: Nur an einzelnen Abschnitten der Front Artilleriefeuer, das mit Einbruch der Nacht bei dem Dorfe Cardowo, nordwestlich von Bitolia, besonders heftig war. — Rumänische Front: Artillerie- und Infanteriefeuer auf beiden Seiten der Donau von Isaccea bis Mahmoudie.

Die Beute in Rumänien in der letzten Woche. Vom rumänischen Kriegsschauplatz meldet der Kriegsberichterstatter der „B. Z." aus dem k. k. Kriegspressequartier: Die zwischen der Donau und dem Gebirge operierenden Armeen haben inzwischen in breiter Front die Serethlinie erreicht und sich auf der rund 80 Kilometer langen Strecke zwischen Morileni und der Serethmündung auf dem rechten Flußufer festgesetzt. Nur gegenüber Fundeni halten sich die Russen noch in einer stark befestigten Brückenkopfstellung auf dem Südufer. Die Gesamtbeute, die in der letzten Woche in den Kämpfen an der rumänischen Front gemacht wurde, beläuft sich abermals auf 107 Offiziere, 4150 Mann, 25 Maschinengewehre und 10 Minenwerfer.

♦ **Das Schicksal Rußlands liegt an der Süd-Donau.** Basel, 20. Jan. (KG.) „Daily Chronicle" schreibt zur Lage in Rumänien: Bei Galatz und an der unteren Donau sei immer noch die Achillesferse der ganzen russischen Gesamtstellungen. Die letzten Tage hätten keine Zurückdrängung gebracht, und die geringen Veränderungen an anderen Frontteilen könnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß an der Süd-Donau das Schicksal Rußlands liege.



Der Vierverband.

Vierverbandskonferenz in Petersburg? Lugano, 20. Jan. Der „Corriere della Sera" entnimmt dem „Utro Rossii" die Meldung, daß eine Vierverbandskonferenz nach Petersburg einberufen worden ist. Ihr Beratungsthema sei die Einführung des Zivildienstes in allen Ententeländern.

Die Meldung des „Utro Rossii", daß die nächste Vierverbandskonferenz in Petersburg stattfinden soll, wird in Italien mit Mißtrauen aufgenommen. Jedenfalls könnte im Hinblick auf die Kammertagung kein Minister daran teilnehmen.

♦ **Besprechung wichtiger politischer Fragen in Rom.** Wien, 20. Jan. (KG.) Das „Neue Wiener Journal" meldet aus Lugano: Der italienische Ministerpräsident berief die Führer der parlamentarischen Parteien für Sonntag nach Rom zur Besprechung wichtiger Fragen politischer Art. Auch die Sozialisten werden in das Ministerium gehen.

♦ **Vor wichtigen Ereignissen an der Westfront.** Basel, 20. Jan. (KG.) Die „Times" berichten in einem Leitartikel über die Lage an den Fronten und schreiben, daß wichtige Ereignisse auf der Westfront unmittelbar bevorständen.

Griechenland.

Die Lage in Athen. London, 19. Jan. (WTB.) Reuter meldet aus Athen vom 18. Januar: Die Lage bessert sich von Tag zu Tag. Gestern haben die Verhandlungen der Regierung mit der Entente über die Durchführung der im Ultimatum enthaltenen Forderungen begonnen. Die Venizelisten wurden gestern abend freigelassen und der Chef der Polizei versicherte, daß sie nicht belästigt werden würden, wie gewisse Blätter gedroht hatten. Die Schadenvergütung für die Venizelisten wird in einer Kommission festgestellt werden. Die Offiziere der gemischten Militärkontrolle sind heute in Athen angekommen. Die unruhigen Elemente haben die neue Lage ohne Widerstand angenommen und sich der Entscheidung gefügt. Der „Daily Mail" wird aus Athen berichtet, daß im ganzen etwa 100 Venizelisten in Freiheit gesetzt wurden. Das Publikum hat sich ruhig verhalten.

Rußland.

Die Dumasitzung verschoben. Petersburg, 20. Jan. Petersburger Telegraphen-Agentur. Durch kaiserlichen Ukas wird die Wiedereröffnung der Reichsduma und des Reichsrates vom 25. Januar auf den 27. Februar verschoben. — Als Grund dieser Maßregel wird von zuständiger Seite angegeben, daß die Änderungen in der Regierung reichlichere Zeit für diese zur Behandlung und Durchsicht der vielen von dem vorhergehenden Kabinett hinterlassenen, sofortiger Lösung bedürftigen Fragen nötig machen.

Millionenunterschlagung in einem russischen Wohltätigkeitsfonds. Budapest, 20. Jan. Petersburger Meldungen zufolge, sind in dem von der Zarentochter geleiteten Tatjana-Wohltätigkeitsfonds Unterschleife in Höhe von mehreren Millionen entdeckt worden. Zahlreiche hochgestellte Persönlichkeiten und Hofbeamte sollen kompromittiert sein.

England.

London, 19. Jan. (WTB.) Reuter. Das indische Amt erläßt folgende Erklärung: Seit Kriegsbeginn hat die indische Regierung wiederholt mit dem Staatssekretär für Indien die Frage erörtert, ob es wünschenswert sei, eine besondere indische Kriegsanleihe aufzubringen. Es ist jetzt beschlossen worden, für 1917/18 eine solche Anleihe aufzunehmen. Die Gründe dafür werden im kommenden indischen Etat ausführlich dargelegt. Der gesamte Erlös wird der Regierung des Königs übergeben werden, um ihr bei der Weiterführung des Krieges behilflich zu sein. Die Höhe der Anleihe wird unbegrenzt sein, die Regierung hofft auf starke Beteiligung. **Die Ausgabebedingungen der Anleihe können vor Veröffentlichung des Etats nicht mitgeteilt werden, sie werden jedoch** nicht weniger günstig sein als diejenigen der englischen Anleihe.

♦ **Die Ausdehnung der Wehrpflicht in England verworfen.** Genf, 20. Jan. (KG.) „Petit Journal" meldet aus London: Die Ausdehnung der englischen Wehrpflicht über 42 Jahre ist im Kabinett verworfen. Es wird dafür eine neue Freiwilligen-Anwerbung in den Kolonien und eine verschärfte Heranziehung der Reklamierten unverzüglich eintreten.

Französische Trümmerstätten.

Keine Klage hat der Deutsche im Verlaufe des Weltkrieges häufiger hören müssen, als die zur abgedroschenen Phrase gewordene Behauptung, daß die deutschen Barbaren mit wahrer Herzensfreude ihre Geschosse auf die heiligen Stätten Frankreichs, seine Kirchen und Kathedralen richteten. Die aus deutscher Zerstörungswut zur Ruine gewordene Kathedrale von Reims hat in Wort und Schrift, im Bild und im Film die Reise durch die neutrale Welt antreten müssen. Alle deutschen Zurückweisungen dieses mehr als durchsichtigen Manövers, mit dem man besonders in vatikanischen Kreisen Stimmung machen wollte, verhallen wirkungslos an einem Volke, dem jedes ehrliche Streben nach Wahrheit in krankhafter Abneigung gegen Sachlichkeit und Tatsachen abhanden gekommen ist. Frankreich — und nicht nur das katholische — hätte alle Veranlassung, seine Proteste gegen die mutwillige unaufhaltsame Zerstörung seiner Kirchen an eine andere Adresse, an die Adresse seines eigenen Parlamentes und seiner eigenen Regierung zu richten.

Der französische Akademiker Maurice Barrès, im Kriege einer der lautesten Schreier gegen die deutschen Barbaren, hat kurz vor dem Kriege eine Schrift veröffentlicht, die mit wahrhaft erschreckender Deutlichkeit zeigt, wo die wahren Kirchenschänder sitzen: in Frankreich! Sein Verzeichnis, erschütternd durch die unwiderstehliche Wucht eines sorgfältig gesammelten Zahlenmaterials, ist, wie er selbst bemerkt, noch lange nicht vollständig, es gibt nur einen ganz kleinen Teil seines eigenen Materials wieder. Auch spricht er hier nur von den französischen Kirchen auf dem Lande und nur von denen, deren Not ihm zur Kenntnis gelangte. Er sagt, daß die Zustände längst ungeheuerlich geworden sind.

Was der Akademiker Maurice Barrès im Jahre 1913 aus dem Gefühl seiner Vaterlandsliebe heraus geschrieben hat, besitzt für die Zeit des Weltkrieges durchschlagende Bedeutung. Es sind die gleichen Franzosen, die vor dem Weltkriege ihre Kirchen in freventlichster Absichtlichkeit dem Verfalle in einem so ungeheuren Umfange preisgaben, die jetzt ein erbärmliches Jammergeschrei erheben über die Kirchen im Kriegsgebiete, die der unerbittlichen und unabwendbaren Kriegsnotwendigkeit unter den Geschossen von beiden Fronten zum Opfer fielen. Diese Pharisäer verdienen es, an den großen Pranger der Zeitgeschichte gestellt zu werden. Diese Heuchler haben alles Recht verwirkt, über die Zerstörung von Kirchen Klage zu führen, denn ihre Heuchelei ist zu offenkundig, als daß sie jemand damit täuschen könnten.

Es sei noch hinzugefügt, daß die französische Kammer am 25. November 1912 mit einer Mehrheit von 13 Stimmen (283 Stimmen gegen 257) den Antrag des Abg. Maurice Barrès auf Erhaltung der französischen Kirchen zurückwies und sich weigerte, die nötigen Maßregeln zu ergreifen. Damit wurde das Todesurteil über die kirchlichen Gebäulichkeiten Frankreichs gesprochen. Es hieße die Wirkung der ein Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges erhobenen Anklagen des französischen Akademikers abschwächen, wollte man sich auf eine Aufzählung der verfallenen Kirchen oder einen Auszug aus seiner großen Liste beschränken. Deshalb veröffentlicht die „Köln. Volksztg." diese Liste nach photographischer Wiedergabe. Diese trockenen Angaben sprechen Bände. Sie geben ein trostloses Bild des Zustandes der namentlich aufgeführten 1081 verfallenen Landkirchen. Dabei ruft Barrès am Schlusse seiner Liste noch aus: „Welches Unheil! Und die Wirklichkeit übersteigt noch diese Aufstellung! Ich kann nur unvollständige Zeugnisse beibringen, aber wie sprechend sind sie!"

Zur Friedenslage.

In der „Neuen Zürcher Zeitung" (Nr. 85) beschäftigt sich Alfred H. Fried, der Bannerträger und Wortführer der Internationalen Friedensliga und Schatzhüter Bertha von Suttnerscher Gedanken mit der internationalen politischen Lage, wie sie sich nach der Note Wilsons und der darauf erteilten Antwort nach seiner Meinung ergibt. Er schreibt u. a.:

Das Tor des Friedens läßt sich nur schwer öffnen. Der Schutt und die Trümmer, die der lange Krieg in Form von Erbitterung, Haß und Mißtrauen angehäuft hat, verrammeln die Türe. Erst ist nur ein Spalt geöffnet. Und noch wird es viel Kraft, guten Willen und Vernunft kosten, um den Eingang ganz frei zu bekommen.

Man hat von der Antwort der Entente auf die Wilson-Note einen Schritt nach vorwärts erwartet. Nun, da sie bekannt ist, hat sie auf der andern Seite der Kriegführenden nur Hohngelächter ausgelöst. Man könnte glauben: nun sei alles aus; auch der bereits geöffnete Spalt der Friedenstüre sei wieder zugeklappt. Ist dem wirklich so?

Die Entente hat ihre Kriegsziele bekannt gegeben. Man muß zugeben: ihre Forderungen sind etwas reichlich ausgefallen. Aber man muß sich klar darüber sein, daß eine erste Forderung noch nicht den Abschluß des Handels bedeutet, und daß von der Geltendmachung einer Forderung bis zum unterschriebenen Protokoll sich noch viele Wandlungen erwarten lassen. Die Kriegsziele der Entente sind in der Tat sehr weitreichend. Aber gerade ihr Umfang gibt die Möglichkeit, ihnen entgegenzutreten. Sie kündigen doch die Ziele eines Krieges an, der erst noch geführt werden muß. Die Forderungen nach Gebietsabtretungen des eigenen Gebietes der Haupt-Zentralstaaten sehen ein Kriegsergebnis voraus, das die Zukunft erst bringen könnte. Die Staatskunst der Zentralmächte würde daher des Beifalls aller Neutralen und nicht zuletzt ihrer eigenen Volksgenossen sicher sein, wenn sie an die Regierungen der Entente die Frage richten wollte, wie sich, ungeachtet jener Ziele, die Friedensbedingungen von heute stellen würden. Die Frage würde ungefähr so lauten: „Welche von den von euch erwähnten Kriegszielen, um deren Erreichung ihr zum Teil einen neuen, einen langen, einen unausdenkbar furchtbaren Krieg führen müßtet, würdet ihr fallen lassen, wenn ihr heute bereits zu einer Beendigung des Krieges gelangen könntet?"

Die Zentralmächte werden diese Frage stellen müssen. Sie werden aber auch nicht umhin können, ihre eigenen Kriegsziele bekannt zu machen. Sind diese Kriegsziele, wie zu erwarten, nicht so weitgehend, halten sie sich wirklich in dem von der deutschen Regierung angedeuteten Rahmen, wonach „ein gerechter und für alle Kriegführenden annehmbarer Friede möglich sei", dann werden sie die Welt für sich haben und der Entente eine schwerwiegende diplomatische Niederlage bereiten.

Die Veröffentlichung der Kriegsziele der Zentralmächte muß erfolgen, da erst der Vergleich der beiderseitigen Forderungen den Neutralen die Möglichkeit gibt, ihr Schwergewicht für den Frieden in die Waagschale zu werden. An dem Tage, an dem man die Ziele beider Gruppen kennen wird, wird, so groß die Kluft zwischen den Forderungen der Streitenden erscheinen mag, der Spalt der Friedenstüre wieder um ein Stück größer werden.

Aber selbst jene Forderung der Entente, die von einer „Befreiung" der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken spricht, würde ihre Schärfe einbüßen, wenn sie durch die Bekanntgabe der Kriegsziele der Zentralmächte ihre Einseitigkeit verliert. Wenn die Entente in ihrer Note die Forderung erhebt nach der „Wiedererrichtung eines durch ein stabiles Reaime gesicherten Europas, das auf der Achtung der Nationalitäten . . . . beruht", so kann sie diese Stabilität sicher nicht durch Losreißung von Nationalitäten aus dem Rahmen der bestehenden Großtaten erreichen wollen. Diese Durchführung des Nationalitätenprinzips würde Europa auf Jahrzehnte hinaus in einen Hexenkessel der Unruhe und neuer Kriege verwandeln. Die Nationalitätenfraae erfordert eine Neuordnung und eine völlige Lösung. Es wird sich darum handeln, denjenigen Nationalitäten, die keinen selbständigen Staat bilden, das Recht auf Ausübung ihrer nationalen Bedürfnisse innerhalb der Staaten, zu denen sie gehören, durch einen internationalen Garantievertrag zu sichern. Aber den nationalen Minderheiten aller europäischen Staaten muß dieser Schutz gewährt werden. Der Einwand, daß alle bisherigen Versuche dieser Art vergeblich waren, fällt weg, wenn man entschlossen ist, nach diesem Kriege einen Friedensbund mit internationaler Exekutive zu bilden, wodurch die Gesamtheit einzelnen Vertragsbrechern gegenüber mehr geschützt sein wird, als bislang die zersplitterten Staaten Europas es waren.

Dieser Krieg hat erwiesen, daß die großen Staatengebilde der Gegenwart nicht zu vernichten sind, daß durch Gewalt kein Fortschritt mehr durchzusetzen ist. Die „Befreiung" der Nationalitäten ist niemals durch Krieg, sondern nur durch einen freien Vertrag zu sichern, in einer Weise, die nicht die Zerstörung von Staaten zur Voraussetzung hat. Wir müssen hoffen, daß der heilige Friedenswille, der bei allen Völkern sicher vorhanden ist, daß der, wohl auch bei allen Regierungen vorhandene Abscheu vor allem, was der Krieg etwa noch mit sich bringen müßte, es ermöglichen wird, durch das Dickicht des Hasses und des Mißtrauens hindurch doch noch den Ausweg aus diesem Kriege zu finden. Diese Hoffnung wird bestärkt durch den Gedanken, daß die Neutralen, für die die Ursachen des Hasses und des Mißtrauens nicht bestehen, die Pflicht erkennen werden, bei der Suche nach diesem Auswege zu helfen.

♦

Die französischen Sozialisten zur Note Wilsons. Bern, 19. Jan. (WTB.) Bei der vorgestrigen Abstimmung in der französischen Kammer hatte die sozialistische Gruppe, allerdings nur mit geringer Mehrheit, den Antrag Goude auf Interpellation der Regierung über die Note an Wilson abgelehnt. Nunmehr hat nach Lyoner Blättermeldungen der Abgeordnete Pressencé, der einer sozialistischen Minderheit angehört, mit 30 seiner Amtsgenossen, darunter sogar einigen Angehörigen der Mehrheit beschlossen, heute auf dem Wege der Interpellation von der Regierung Erklärungen über die Note an Wilson zu verlangen.

Deutsches Reich.

Berlin, 19. Jan. (WTB.) Der Bureaudirektor des Abgeordnetenhauses Rechnungsrat Plate und der Direktor der Bibliothek des Abgeordnetenhauses Professor Dr. Wolfstieg sind zu Geheimen Regierungsräten ernannt worden.

Berlin, 19. Jan. (WTB.) Die hier eingetroffenen Parlamentspräsidenten der uns verbündeten Völker sind während ihres hiesigen Aufenthaltes Gäste des Auswärtigen Amtes. Mit ihrer Begleitung sind beauftragt Baron von Ow-Wachendorff und Legationsrat von Kühlmann. Die Abreise erfolgt am Dienstag abend.

♦ **Die deutsche Urkunde über den Durchmarsch durch Belgien.** Wie aus Berlin gemeldet wird, soll die Veröffentlichung der deutschen Urkunde über das deutsche Durchmarschrecht durch Belgien noch vor Zusammentritt des Reichstages erfolgen.

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

Caillaux gegen Northcliffe.

Von der französischen Grenze, 18. Jan. So wie Lord Northcliffe heute von dem französischen Abgeordneten und ehemaligen Ministerpräsidenten Caillaux die Wahrheit zu hören bekommt, hat er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gehört. Caillaux weilte kürzlich während der parlamentarischen Ferien der französischen Kammer mit seiner Gattin in Rom, und zwar, um der Neugierde zudringlicher Leute zu entgehen, unter einem fremden Namen. Er hatte hierbei aber ohne seine unversöhnlichen Pariser Feinde gerechnet, die sogleich, als sie von seiner Reise nach Rom erfahren hatten, ihre römischen Gesinnungsgenossen und Helfershelfer in der Verleumdung, die Leute von der Idea Nazionale, auf seine Spur hetzten. Sofort requeten nach Paris und London in die gesinnungsverwandte Presse telegraphische Nachrichten, die Caillaux beschuldigten, daß er mit den neutralistischen Kreisen in Rom geheime Zusammenkünfte habe und auf Schleichwegen für den deutschen Frieden arbeite. Sobald Caillaux von diesen Nachrichten Kenntnis erhielt, sandte er den Blättern noch von Italien aus geharnischte Berichtigungen, die aus Furcht vor einem Verleumdungsprozeß, der ihnen teuer zu stehen kommen konnte, von den Pariser Blättern veröffentlicht wurden, wenn auch mit allerhand ebenso feigen als nichtssagenden Zusätzen. Nur ein Blatt setzte sich hochmütig über die Caillauxsche Berichtigung hinweg, indem es erklärte, es habe von den Behauptungen seines Berichterstatters in Rom — eines Mitarbeiters der „Idea Nazionale" — nichts zu berichtigen, noch auch nötig, Beweise dafür beizubringen. Das war die „Times" des Lord Northcliffe. Darauf hat Caillaux jetzt an letzteren ein Schreiben gerichtet, das nach einer Meldung der „Köln. Ztg." in seinen Hauptsätzen folgendermaßen lautet:

Mein Herr! Wiederum einmal haben die „Times" ihre Spalten verleumderischen Unterstellungen gegen mich geöffnet. Ihr Blatt hat einen entrüsteten Einspruch veröffentlicht, den ich telegraphisch von Neapel sandte, sobald ich die Anklage kannte. Aber in der Nummer vom 4. Januar, die ich erst jetzt bei meiner Rückkehr in Paris vorfinde, erklären Sie, daß Sie „Ihre Behauptungen nicht zu rechtfertigen haben," wie ich Sie aufgefordert hatte, es zu tun, daß „Sie Ihrer nachgeprüften Behauptungen im voraus sicher sind, daß das genüge und Sie nicht nötig haben, auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen." Das ist allerdings bequem. Sie zwingen mich zu einer etwas langen Antwort, denn ich will die Erörterung erweitern und ein neues Regierungssystem enthüllen, das Sie und einige andere ins Werk setzen wollen.

Um zunächst „den Boden zu säubern", erklärt Caillaux dann noch, was die aufgestellten Behauptungen angeht, er niemals seit den Verhandlungen von 1911 irgendwelche Beziehungen mit den Leitern des Deutschen Reiches gehabt noch irgendwie mit den deutschen Friedensanregungen etwas zu tun gehabt habe. Mehr als mit diesen Erbärmlichkeiten der Verleumdung sich abzugeben, komme es ihm aber heute darauf an, das System zu zeigen, dem man hierbei folge. Darüber fährt Caillaux dann fort:

Vor mehr als einem Jahrhundert, als eine unserer großen gesetzgebenden Versammlungen den Wohlfahrtsausschuß schuf, rief ein Mitglied des Konvents unter dem Beifall seiner Kollegen aus, daß die schlimmste aller Diktaturen, vor der man sich ganz besonders hüten müsse, die Diktatur der Verleumdung sei. Diese Diktatur der Verleumdung wollen heute einige kleinere Oligarchien aufrichten, diejenigen, aus denen sie bestehen, haben es zuerst mit dem allgemeinen Stimmrecht versucht. Aber schändlich geschlagen, haben sie nun ein neues System erfunden, um zu herrschen. Sie steigen kaum noch in den Wahlkampf hinab. Sie lassen dem Volk die Freiheit, zu wählen, wer ihm paßt, aber sie machen diese Freiheit hinfällig, indem sie in den großen Nachrichtenblättern, zu deren Herren sie sich gemacht haben, die Erwählten des souveränen Volkes in den Staub ziehen. Diese oder jene Partei, diese oder jene Politiker, haben in den Wahlen gesiegt. Ihre Programme haben die Zustimmung des Volkes gefunden. Aber diese Programme beunruhigen gewisse Interessen, bedrohen gewisse Pläne. Schnell die Verleumdung heran! Die Angegriffenen erheben Einspruch. Was liegt daran? Sie verfügen nicht über dieselben Mittel wie ihre Gegner. Sie haben zu ihrer Verteidigung nur einige Parteiblätter, die mangels gelblicher Hilfsmittel keine große Auflage haben. Die Verleumdung macht ihren Weg. Diejenigen, die davon betroffen werden, wehren sich. Schnell eine neue Verleumdung! Sie ist von oben bis unten erfunden. Was liegt daran? Sie macht ebenfalls ihren Weg. Das ist die Diktatur der Verleumdung, die zu den gefährlichsten vielleicht aller Regierungssysteme führt, zu einem System, worin die Macht dem gehört, der keine Verantwortung hat, worin eine Gruppe, die sich einiger großer Blätter bemächtigt hat, durch Zwischenmänner herrscht, die nach dem Vorteil, nach den Gelüsten, nach den privaten Begriffen einiger Oligarchien regiert ... Das ist das Regime, das unter Ihrer Führung und unter der Führung einiger weniger anderer Leute eingerichtet ist ... Es mag mir heute genügen, festzustellen, daß Ihr Vertrauen in die Kraft des Werkzeugs, das Sie geschmiedet haben, so groß ist, daß Ihre Herrschsucht derart geworden ist, um sogar in einem Pariser Blatt (dem „Figaro" vom 9. Januar 1917) Frankreich Angaben über die Männer, die es zur Regierung berufen kann, und über diejenigen, die es davon ausschließen muß, zu machen ... Sagen Sie mir dann, mit welchem Recht entledigen Sie sich, um zu Frankreich von seiner Regierung zu sprechen, der Zurückhaltung, die in einer solchen Sache jeder Fremde, selbst wenn er einer befreundeten und verbündeten Nation angehört, beobachten muß? Haben Sie vergessen, was in Ihrer Vergangenheit liegt? Haben Sie vergessen, was Sie schrieben, als Sie sich noch Herr Harmsworth nannten? Haben Sie vergessen, daß man in Ihrem Blatt, der „Daily Mail" vom 9. November 1899, lesen kann: „Den Franzosen ist es gelungen, John Bull gänzlich zu überzeugen, daß sie seine verbissensten Feinde sind. England hat lange zwischen Frankreich und Deutschland geschwankt. Es hat jedoch immer den deutschen Charakter geachtet, während es schrittweise dahin gekommen ist, für Frankreich nur Verachtung zu fühlen. Genug mit dem Frankreich, das weder Mut noch politischen Sinn hat!" Haben Sie vergessen, wie viele solcher Zitate man sammeln könnte? Haben Sie auch noch vergessen, was ein belgischer Diplomat, indem er Ihre Gespräche jener Zeit mit denen der ganz entgegengesetzten verglich, die Sie dann hielten, geschrieben hat: „Das sind jene Zeitungsschreiber, die Herausgeber billiger Blätter, die nach Belieben den Geist eines ganzen Volkes fälschen. Es liegt eine offensichtliche Gefahr darin, so offen die öffentliche Meinung zu vergiften, wie es die unverantwortliche Presse tut, um die es sich handelt."

Das Bild, das Caillaux hier von der „Diktatur der Verleumdung" vermittels der Presse so wahrheitsgetreu zeichnet, gilt nicht nur für Lord Northcliffe und seine Presse. Diese „Diktatur der Lüge und Verleumdung" ist, nur noch in viel größerem Maßstab und Umfang, genau das System, womit seit Kriegsbeginn die ganze Verbandspresse desselben Schlages als die Helfershelferin und das Werkzeug der Oligarchie jener paar Dutzend Menschen, die planmäßig den Krieg gegen Deutschland in den Kulissen ihrer Geheimdiplomatie vorbereiteten, die Welt zum Schaden Deutschlands zu belügen und zu betrügen versuchen. Ob „Times" oder „Idea Nazionale", „Temps" oder „Nowoje Wremja", und wie sie sonst noch heißen, der Geist und der Wille ist überall bei ihnen derselbe, wie das Mittel; nur der Gegenstand wechselt, gegen den sie ihre „Diktatur der Verleumdung" als die Werkzeuge jener Oligarchien richten. Heute ist das Ziel im eigenen Land der einzelne, wie Caillaux, morgen wird es eine Körperschaft, eine Partei sein. Nur ein Ziel ihrer Lüge und Verleumdung wechselt nicht, das ist Deutschland und seine Verbündeten.

✤

Von der schweizerischen Grenze, 18. Jan. Der Schweizerische Preßtelegraph meldet aus Paris, die radikal-sozialistische Kammergruppe stellte Caillaux als Kandidaten für den Posten eines Mitgliedes des Budgetausschusses auf.

Vaterländische Kundgebung der deutschen Arbeiter u. Angestellten.

Berlin, 19. Jan. (WTB.) Amtlich. Dem Reichskanzler Dr. v. Bethmann-Hollweg ist nachstehendes Schreiben zugegangen:

Berlin, 16. Januar 1917.

Euerer Exzellenz haben am 12. Dezember 1916 im deutschen Reichstage das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten verkündet, das die volle Zustimmung in den Kreisen der Arbeiter und Angestellten Deutschlands fand; daß bewies die freudige Aufnahme der Bekanntgabe des Friedensangebotes in der von 800 Vertrauensleuten der Gewerkschaften und Angestelltenorganisationen besuchten Konferenz, die am gleichen Tage in Berlin stattfand. Die Gegner Deutschlands haben die dargebotene Friedenshand zurückgewiesen. Auch die Friedensanregung des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika wurde von ihnen abgewiesen. In der Antwort der Entente auf diese Friedensnote wurden die Kriegsziele aufgestellt, die nur nach der völligen Niederwerfung Deutschlands und seiner Verbündeten zu erreichen sind. Diese Erfüllung mußte den wirtschaftlichen Ruin Deutschlands und die Vernichtung der Existenz vieler Hunderttausender Arbeiter und Angestellten und deren Familien herbeiführen. Die unsinnige Forderung der Entente konnte nur unter der Annahme aufgestellt sein, daß die militärische und wirtschaftliche Kraft bereits gebrochen sei. Daß die militärische Kraft des deutschen Volkes nicht gebrochen ist, bedarf angesichts der Kampffronten keiner Erörterung. Auch seine wirtschaftliche Kraft ist keinesfalls erschöpft.

Wir verkennen nicht, daß die Absperrung Deutschlands vom Weltmarkte und die unzureichende Regelung der Verteilung der in Deutschland vorhandenen Nahrungsmittel weite Schichten der arbeitenden Bevölkerung in eine Notlage gebracht haben. Angesichts der Zukunft, die dem deutschen Volke nach den Kriegszielen der Entente droht, ist es dringend geboten, eine gerechte Verteilung der vorhandenen Ernährungsmittel zu sichern. Dann wird die Not getragen werden, um so leichter, wenn das Bewußtsein vorhanden ist, daß sie alle Schichten des deutschen Volkes in gleicher Weise trifft.

Die Antwort der Entente behebt jeden Zweifel darüber, daß Deutschland sich in einem Verteidigungskrieg befindet. In der vollen Erkenntnis, daß es sich um die Existenz unseres Landes und seiner Bevölkerung handelt, werden wir alle Kräfte des arbeitenden Volkes zur äußersten Kraftentfaltung einsetzen.

Am 12. Dezember 1916 ist von den Regierungen Deutschlands und seiner Verbündeten der Vorschlag gemacht worden, dem ungeheuren Blutvergießen durch Friedensverhandlungen ein Ende zu bereiten. Sie erklärten, „daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruch zu Rechten der anderen Staaten stehen". Dasein, Ehre und Entwickelungsfreiheit der Völker sollen gesichert sein und dadurch eine Grundlage für einen dauernden Frieden geschaffen werden. Die Gegner Deutschlands lehnten die Friedensverhandlungen auf dieser Grundlage ab. Sie zwingen die den Frieden herbeisehnenden Völker die Verwüstung von Menschenleben und Kulturgüter weiter fortzusetzen. In dieser Lage erklären wir, daß die heiligste Verpflichtung für uns ist, in verstärktem Maße unsere Kräfte um die Existenz unseres Landes einzusetzen.

Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands,
gez. O. Legien.
Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften,
gez. A. Stegerwald.
Verband der deutschen Gewerkvereine H.-D.,
gez. Gustav Hartmann.
Arbeitergemeinschaften der kaufmännischen Verbände,
gez. Giesner,
Arbeitsgemeinschaft für einheitliches Angestelltenrecht,
gez. F. Aufhäuser.
Arbeitsgemeinschaft für die technischen Verbände,
gez. Dr. Hoefel.

Der Reichskanzler hat hierauf geantwortet:

Berlin, 18. Januar 1917.

Den Verbänden, die das Schreiben vom 18. d. M. unterzeichnet haben, danke ich von Herzen für die kraftvolle Kundgebung ihres entschlossenen vaterländischen Willens. Ich weiß, daß in ihrem Schreiben die Gedanken von Millionen unserer Volksgenossen Worte gefunden haben. Die Heimat, an der wir hängen, die Zukunft, an der wir bauen, sie wäre in Trümmer geschlagen, wenn der Feind sein Ziel erreicht. Mit jedem Tage enthüllt er schamloser die Absicht, die auf die Vernichtung Deutschlands und seiner Bundesgenossen geht. Keinem Eroberer aber — und mag er über alle Macht der Welt gebieten — ist es bestimmt, das deutsche Volk in ein Sklavenjoch zu beugen. Einig im Kampf für unsere Freiheit, die niemals Fremde mißachtet hat, haben wir die neuen Herausforderungen aufgenommen. Daß in diesem schweren Kampf die deutsche Arbeiterschaft treu und fest zum Vaterland steht, haben Sie in Ihrem Schreiben in erhebenden Worten ausgesprochen. Das ist mir eine feste Bürgschaft für unsern endlichen Sieg und für eine Zukunft Deutschlands, in der alle seine Söhne ihr Glück finden sollen.

gez. von Bethmann-Hollweg.

✤

Von den gleichen Verbänden ist folgendes gemeinsames Schreiben an den Chef des Kriegsamtes, Generalleutnant Gröner, gerichtet worden, in dem es zum Schlusse heißt:

Angesichts der rücksichtslosen Zurückweisung des Friedensangebotes Deutschlands und seiner Verbündeten, sowie der Friedensnote des Präsidenten der Vereinigten Staaten seitens der Entente fühlen wir uns verpflichtet, Ew. Exzellenz zu erklären, daß wir alles daran setzen werden, den vollen Erfolg über den vaterländischen Hilfsdienst zu sichern und die Pläne der Gegner Deutschlands zu vereiteln.

Generalleutnant Gröner hat darauf folgendes erwidert:

Berlin, 17. Januar 1917.

Ihr Schreiben vom 16. Januar 1917 ist die beste Antwort der Angestellten und Arbeiterschaft Deutschlands auf die schamlosen Kundgebungen unserer Feinde. Das deutsche Volk läßt sich nicht unterkriegen. Der englische Hochmut wird sich wohl oder übel davon überzeugen müssen.

Gröner.

Aus der Stadt.

Münster, 20. Januar.

♱ **Akademischer Gottesdienst.** Sonntag, den 21. Jan., findet in der alten evangelischen Kirche (Neubrückenstraße) um 10½ Uhr akademischer Gottesdienst statt.

⚔ **Jugendwehr.** Wegen der am Sonntag, den 21. Jan., nachmittags, stattfindenden Missionsversammlungen fällt die Übung aus.

Aus den Provinzen.

1. **Hamm**, 20. Jan. (Im Eisenbahnabteil erstickt.) Auf dem hiesigen Bahnhof wurden in einem Abteil 1. Klasse die Pioniere Willi Seiffert und Kurt John vom Eisenbahn-Regiment Nr. 1 tot aufgefunden. Die beiden Pioniere hatten auf der Fahrt von Berlin nach dem Westen ein Abteil 1. Klasse eines nicht geheizten Wagens bestiegen. Um sich zu erwärmen, hatten sie einen kleinen Wärmeofen (wie sie vielfach im Schützengraben benutzt werden) mit Briketts angeheizt und sich dann schlafen gelegt. Infolge der Entwicklung von Kohlenoxydgasen, die aus dem fest abgeschlossenen Abteil nicht entweichen konnten, sind die beiden Soldaten erstickt. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich. Die beiden Toten, die als Ingenieure in Schöneberg bzw. Stealitz bei Berlin tätig waren, werden heute nach dorthin übergeführt. — Am Donnerstag morgen wurde in dem Personenzug Dortmund—Hamm der Ingenieur R. aus Dortmund tot aufgefunden. Er war während der Fahrt einem Herzschlag erlegen.

Vermischtes.

§ ⊙ **Die deutsche Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime** (Ferienheime für Handel und Industrie) hielt Dienstag, den 9. Januar, in Wiesbaden ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Aus dem Bericht des Vorsitzenden, Kommerzienrat Baum, ging hervor, daß die Gesellschaft im Geschäftsjahre 1916 in ihren Heimen rund 181 000 Verpflegungstage zu verzeichnen hatte. Auf die den Mitgliedern der Gesellschaft offenstehenden Heime entfielen hiervon 58 000 Verpflegungstage, auf die als Lazarette dienenden vier Heime 123 000. Mit bezug auf die im Auslande verbreitete Meinung, die deutsche Regierung habe den jetzigen Krieg gewünscht, wurde unter lebhaftem Beifall der Versammlung an eine Äußerung des preußischen Handelsministers Dr. Sydow bei der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Heimes erinnert, die unzweideutig das Gegenteil bezeugt. Der Minister hatte damals auf die Mitteilung, daß die Gesellschaft für den Kriegsfall ihre Heime als Lazarette zur Verfügung stellt, wörtlich geantwortet: „Fern sei der Tag, wo es notwendig sein wird, von diesem Angebote Gebrauch zu machen." Die Ausbreitung der Gesellschaft war im Berichtsjahre über alles Erwarten günstig. In Würdigung der durch den Anschluß den Angestellten erwachsenden Vorteile trat wiederum eine sehr große Anzahl bedeutender Firmen der Gesellschaft bei, so daß diese einen Stiftungszuwachs von rund 3.4 Millionen Mark verzeichnen kann. Auf Westfalen entfallen hiervon erfreulicherweise rund 395 000 Mk., ein rühmliches Zeichen für das soziale Verständnis unserer heimischen Industrie und Kaufmannschaft. Die Heime in Eupen (Rheinland) und Bad Landeck (Schlesien) werden im Jahre 1917 eröffnet. Neue Heime sind in der Umgebung von Groß-Berlin, in Urach (Württemberg), Liebenstein (Thüringen), Kahlberg (Ostdeutschland) und in Westfalen in Vorbereitung. Ein Antrag auf Schaffung eines Altersheimes wurde grundsätzlich genehmigt. Ein weiterer Vorschlag auf Schaffung eines Kinderheimes wurde zunächst noch vertagt. Auskunft über die Gesellschaft erteilt die Geschäftsstelle in Wiesbaden.

CK. **Der galante und schlagfertige Lloyd George.** In einem soeben in London erschienenen Buch „Erinnerungen einer Admiralsgattin" von Lady Poore findet sich das folgende Geschichtchen über Lloyd George, das zur Zeit der politischen Anfänge des heutigen Ministerpräsidenten spielt: Lloyd George hielt in einer äußerst heftig bewegten Versammlung in Wales, an der auch viele politisch erregte Frauen teilnahmen, eine ziemlich scharfe Rede. Plötzlich unterbrach eine der Zuhörerinnen wütend seinen Redestrom und schrie: „Wenn Sie mein Gatte wären, würde ich Ihnen Gift reichen!" Lloyd George besann sich einen Augenblick und erwiderte dann mit einer tiefen Verbeugung: „Wenn Sie meine Gattin wären, gnädige Frau, würde ich es nehmen."

Hauptredakteur Rudolf Strietholt. — Es verantworten: den redaktionellen Teil Paul Koene, die Reklamen und Inserate Anton Busch, alle in Münster. — Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung in Münster.

Rathaus-Saal Münster.

Sonntag, den 21. Januar 1917, abends 5 Uhr

Einmaliges Konzert

der Deutschen Wohlfahrtsvereinigung

zum Besten der unter dem Protektorat Seiner Majestät des Kaisers und Königs stehenden

Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen.

Mitwirkende:

Else Voigt, Sopran, Charlottenburg.
Florence Brinkman, Pianistin, Berlin.
Hans Kronenberg, Bariton, Düsseldorf.
Paul Stoye, Pianist z. Zt. Münster.
Hedwig Siebel, Begleitung der Gesänge, Münster.

Zur Aufführung gelangen:

Lieder für Sopran und Bariton. — Romanze von Grieg, für 2 Klaviere, Klaviersoli (gespielt von Paul Stoye).

Melodrama: **Das Hexenlied** von Schillings.

Vortrag: **Hans Kronenberg. Am Flügel: Paul Stoye.**

Die beiden Konzertflügel hat die Hofpianofortefabrik **Gebr. Knake**, Münster, freundlichst zur Verfügung gestellt

Preise der Plätze:

Großer Saal **3.00 M.** (numr.), Galerie **2.50 M.** (numr.), Kleiner Saal **2.00 M.** (Sitzplatz), Stehplatz **1,00 M.**

Eintrittskarten im **Verkehrsverein**, Stadtweinhaus, Prinzipalmarkt Nr. 8. Telephon 2226.

Vorverkauf am Sonntag von 11—1 Uhr und von 4 Uhr ab an der Kasse im Rathaus.

Der Glücksbecher von Willerstein.

38) Kriminalroman von A. v. Panhuys.

Copyright 1916 by Karl Duncker, Berlin.

„Nun, denken Sie, letzthin hat sie zu Frau von Brinken die Äußerung getan, wenn sie heirate, dürfe es nur ein Mann sein, der ihr eine geschlossene Krone zu bieten imstande wäre."

So, nun war der Pfeil abgeschossen.

„Die Komtesse hat das noch letzthin gesagt?" fragte Lorenz Hammerschlag. Ihm war es, während er sich zu dieser Frage sogar ein Lächeln auf die Lippen quälte, als wehe ihn ein eiskalter Luftzug an.

Seine Erlaucht nickte. „Ja, vor kurzem tat sie die Äußerung. Sie will eben höher hinaus als ihre ältere Schwester."

Lorenz Hammerschlag fühlte förmlich, wie sich das gequälte Lächeln um Nase und Mund einkrampfte.

„Da brauchen Sie bei Ihrer Tochter jedenfalls keine Furcht zu hegen, sie könne unter ihrem Stand wählen."

„Ausgeschlossen," sagte Seine Erlaucht bestimmt, und bei sich dachte er, nun war die Gefahr, die sich ihm plötzlich in greifbarer Nähe gezeigt, abgewendet. Lorenz Hammerschlag wagte sicher keine Silbe an Anne zu richten, die irgendwie mit dem Thema ‚Liebe' zusammenhing.

Man stieg die Stufen zum Garten hinab, und Lorenz Hammerschlag ging an Komtesse Annes Seite. Höflich war er und liebenswürdig, aber seine Reden hatten etwas Hölzernes, und Anne blickte mehrmals verwundert auf den Mann, der vorhin so warm und lebhaft von seinem Werdegang erzählt.

Völlig verwandelt war er. Sie empfand es mit schmerzlicher Bitternis. Ihre Augen begegneten sich flüchtig mit den seinen, und Anne meinte in den Augen des Mannes einen heimlichen Vorwurf zu lesen.

Was tat sie ihm? Sie fühlte sich frei von jeder Schuld! Sie redete krampfhaft von Dingen, die ihr gleichgültig waren, und eine Trauer war plötzlich in ihr, als habe sie einen lieben geliebten Menschen verloren. Müder ward ihr Schritt, und wie eine Erleichterung begrüßte sie es, daß der Vater erklärte, es wäre nun Zeit aufzubrechen.

Lorenz Hammerschlag bat, wenn auch nicht allzu dringend, man möge doch noch ein wenig verweilen. Anne meinte, es sei wirklich Zeit zu gehen, sie fand, das Länger-hier-verweilen vergrößerte nur ihre Qual, denn am liebsten wäre sie jetzt mutterseelenallein daheim in ihrem Zimmer gewesen, um zu weinen. Tief und schmerzlich zu weinen. Das hätte ihr gut getan. — Wie glückselig war sie in das weiße Haus am Rhein getreten, wie zufrieden war sie, den Mann wiederzusehen, dem ihr Herz schon zugeflogen, da sie neben ihm durch Alt-Frankfurts Gassen gewandelt. Wie hatte sie sich auf den heutigen Tag gefreut — wie hatte sie sich gefreut.

Seine Erlaucht merkte bereits: das Bollwerk, das er Lorenz Hammerschlags Wünschen vorgeschoben, war gut und stark, darüber kam der gekränkte Mannesstolz nicht fort.

Und der Graf beurteilte die Sachlage richtig. Der gekränkte Mannesstolz kam nicht darüber hinweg. Alles, was Lorenz Hammerschlag noch, während man zum Hause zurückschritt, zu Anne sprach, war wohl höflich und liebenswürdig, aber der Unterton, der vordem jedem Worte Wärme gegeben, war wie fortgeweht.

Anne brauchte all ihre Kraft, um nicht schwach zu werden und in des Vaters Gegenwart Lorenz Hammerschlag anzuflehen: Was tat ich dir zuleide, sprich? Befreie mich von Zweifeln und Ängsten!

Doch sie mußte schweigen und tapfer sein, so sehr auch die ungeweinten Tränen brannten.

Wie eine Erlösung begrüßte sie das Anfahren des Wagens, mit dem der Vater und sie ins Hotel zurückkehren sollten. Sie reichte Lorenz Hammerschlag die Rechte und ihr Auge ruhte mit einem langen, bangfragenden Ausdruck auf dem leichtgebräunten Männergesicht.

„Ich danke Ihnen, Komtesse, für die Liebenswürdigkeit Ihres Besuches," sagte er und neigte sich tief.

„Wenn Sie einmal in die Nähe von Willerstein kommen, Herr Hammerschlag, so gehen Sie uns, bitte, nicht vorüber," rief der Graf, während sich die Pferde schon in Bewegung setzten.

Die Antwort des Zurückbleibenden verklang im Räderrollen.

Anne saß stumm neben dem Vater und sie grübelte darüber nach, was Lorenz Hammerschlag so jäh und seltsam veränderte. Wie hatten seine Augen heute vormittag gestrahlt, da er sie wiedergesehen, wie froh und heiter hatte er seine Besucher, die er sich selbst abgeholt, durch die vielen Räume seines prächtigen Hauses geführt. Als ginge sie geradenwegs ins Glück, so war ihr zumute gewesen, und ihr Herz hatte in süßbanger Erwartung geschlagen.

Und dann vollzog sich der unvermittelte Umschlag, dann geschah das Unbegreifliche, Lorenz Hammerschlag ward kalt und förmlich und als sie schied, zog kein liebwertes ‚Auf Wiedersehn!' hinter ihr her wie ein Sehnsuchtsruf.

Man schied, wie eben höfliche, glatte Menschen scheiden, von denen der eine den andern nichts kümmert. Unfaßbar war die Wandlung, die mit dem Manne vorgegangen, und es tat weh, daran zu denken.

Der Graf ahnte beinahe, was in Anne vorging, und er achtete ihre Schweigsamkeit. Nicht daran rühren; nahm er sich vor, das kommt alles von selbst zur Ruhe, und er freute sich seines Einfalls von vorhin, Annes alten, nicht im geringsten ernst gemeinten Ausspruchs gegen Lorenz Hammerschlag Erwähnung getan zu haben.

Er war ja nicht eigentlich adelsstolz, aber schließlich dünkte ihn ein Mann, der aus einer kleinen Altstadtgasse stammte, nicht der Schwiegersohn, wie er ihn sich wünschte. Wenn er nicht noch rechtzeitig das Bollwerk errichtet, dann hätte sich Lorenz Hammerschlags Laune nicht so schroff verändert.

Malvine von Brinkens Mißtrauensaugen hatten sich nicht verguckt, darüber war er sich jetzt vollständig im klaren, und jeder Zweifel in ihm, ob sich die beiden Menschen, die sich eben so kühl getrennt, liebten, war verstummt. — Aber er mußte dieser Liebe einen Riegel vorschieben, es war gewissermaßen seine Pflicht gewesen.

Noch keine Zettingen-Willerstein hatte einen Bürgerlichen geheiratet, das war einfach ein Unding. Und Anne war die letzte des alten Geschlechts, sollte sie zugleich die erste sein, die uralte Traditionen umwarf?

Nein, es war gut so, wie es kam, und wenn er mit Anne jetzt ein bißchen die Welt durchstreifte, dann würde sie vergessen, und der kleine romantische Liebesanfall lag bald hinter ihr wie eine Kinderkrankheit. — Nur nicht daran rühren, solange die Wunde noch frisch ist.

Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, reisten Vater und Tochter weiter nach Köln und von da nach Rotterdam.

✤

Nachdem der Graf und Komtesse Anne sein Haus verlassen, wanderte Lorenz Hammerschlag ruhelos durch all die Räume, durch die er noch vor kurzem seine beiden Gäste geführt. Er suchte förmlich Annes Spuren und erinnerte sich mit einem seltsam wehmütigen Gefühl, wie lange das schöne Mädchen in dem Zimmer mit den blauseidenen Möbeln verweilt.

Die zarte hübsche Einrichtung hatte ihr Wohlgefallen erregt, und er war darüber voll Freude gewesen, denn die Einrichtung war erst in sein Haus gebracht worden, nachdem er Annes Kommen erwartet.

Für sie, nur für sie hatte er das entzückende blauseidene Nestchen hergerichtet.

Sie sollte Vergnügen daran finden, und wie eine leise holde Ahnung war der Gedanke in ihm gewesen: Hier in dem blauen Zimmerchen will ich ihr von meiner Liebe sprechen.

Keine Minute hatte er daran gezweifelt, Anne liebe ihn.

„Ich will kommen!" Die Worte waren ihm nachgeklungen, seit er Willerstein verlassen, wo er ging und stand. Und nun? Wüsten lagen, wo er Rosengärten gesehen. Anne liebte ihn nicht, sonst hätte sie nun und nimmer so hochfahrende Äußerungen gemacht. Es war ein Glück für ihn, daß ihm der Graf noch zufällig die Äußerung hinterbrachte, sonst hätte er sich sicher ein stolzes und auch mitleidiges ‚Nein' aus des Mädchens Munde geholt.

In dem Zimmer mit den blauseidenen Tapeten machte er Halt, es zog ihn besonder dahin, und lange saß er sinnend auf einem Sesselchen und verlor sich in allerlei Gedanken, die ihn immer unfroher machten. Ein herrlicher Traum, den er geträumt, war zu Ende, und die liebliche Anne war im Herzen eine ehrgeizige hochfahrende Dame, die bei der Liebe, ehe sie ihr Herz in Mitleidenschaft zog, erst anfragte, ob sie für Gegenleistungen auch mit einer geschlossenen Krone entlohnt würde.

Da drüben in der weißen Truhe mit den überreichen Beschlägen stand der Becher, den ein alter Goldschmied als getreues Abbild des Glücksbechers von Willerstein geschaffen, und er hatte, einem lieben Gedankengang nachgebend, fast gemeint, dieser Becher sollte den Hammerschlags so eine Art Glückssymbol werden, wie es der echte für die Familie Zettingen-Willerstein geworden.

Schluß folgt.

Ein Gut
oder größ. Bauernhof bis zu 150 Morgen zu Herst 1917 oder April 1918 zu pachten gesucht. Offerten unter **C C 170** an die Geschäftsstelle d. Bl.

Gesang-unterricht
erteilt
Else Zimmermann,
Elisabethstr. 15 I. Tel. 2765.

Karbid,
Körnung 4/7 25/25 25/50 25/80 hat abzugeben. a3
M. Stoppelmann,
Fürstenau in Hann.

An- und Verkäufe

Guterh. Teppichkehrmasch.
zu kaufen gesucht.
Offerten mit Preisangabe u. **G G 174** an die Gesch.

Schlitten,
elegant und leicht, mit Glockengeläute billig zu verkaufen. N. **A. Rolef,** Markt 37. az

Landauer,
gut erh., mit zwei Kutschgeschirren ist abzugeben. Näh. **Aug. Rolef,** Anz.-Verm., Markt 37. az

Gefütterter
Damenpelzmantel
zu verkaufen. Näh. Geschäftsst.

Ein guterhaltener
großer Handkoffer
u. eine **Wringmaschine** sehr bill. abzugeben. Näh. in der Gesch.

Fast neuer
Train-Extramantel,
Ofen, Stühlchen billig zu verk. **Frau Schmidt,** Augustastr. 46, p.

Eine gute
Milchkuh,
hochtragend, hat zu verkaufen **Wessels-Holtmann,** Rozel-Brock.

Verloren u. Gefunden

Sonntag morgen grauer wildlederner **Damenhandschuh** verloren. Gegen Belohn. abzugeb. **Brockhoffstr. 6.**

Offene Wohnungen

Brüderstraße!
1. Etage, 4 Zimmer, Küche, Mansarde und Zubehör, für 520 Mk. zu April zu verm. Näheres Warendorferstr. 27.

Ladenlokal,
an der Frauenstraße gelegen, sofort oder später zu vermieten. Off. u. **R R 68** an die Gesch.

Gesuchte Wohnungen

2 Zimmer und Küche zum 1. April mögl. mit etw. Land gesucht. Mauritz (Wohlweg) bev. Offerten unter **F F 173** an die Geschäftsstelle.

Offene Stellen

Modes.
Suche per 1. März eine tücht. **2. Arbeiterin. El. Stuttmann,** Wolbeckerstraße 50.

Braves kath. Mädchen
zum 1. April gesucht. **H. Bolsmann,** Bäckerei und Konditorei, Agidiistr. 58.

Modes.
Tüchtige 2. oder angehende 1. Arbeiterin, welche selbständig u. gut arbeitet, nach ausw. gesucht. Schriftl. Anfr. an **Frl. Antonie Schnitzler, Marl,** am Markt.

Tagschneider
für dauernde Arbeit sofort ges. **Heinr. Saß,** Tibusstr. 6.

Gesuchte Stellen

Junges Mädchen, 24 J., evgl., welches Stenogr. und Schreibmaschinenschr. erl., sucht zum 1. Mai Anfangsstelle. Zu erfragen in der Gesch.

18jähr. Mädchen
sucht zum Frühjahr Stelle zur Erlernung der Küche und des Haushaltes. Familienanschluß u. etwas Taschengeld erwünscht. Off. an **Cl. Sommer,** Münster, Agidiistraße 58.

der Richtigkeit der Politik des Carp und Marghiloman überzeugt gewesen. Auch die Damen Foksanis hatten sich zu der Zeremonie der Übergabe der Stadt eingefunden. Die Stadt ist reich, hat erhebliche Vorräte aller Art und bietet der Truppe gute Quartiere. (Kb.)

Adolf Zimmermann, Kriegsberichterstatter.

Die Kämpfe an der Riga-Front.

(Unberechtigter Nachdruck verboten.)

I.

Das Gefecht bei Mangal.

Mitau, Anfang Januar 1917.

In der Nacht vom 4. zum 5. Januar ging bei ziemlich starker Kälte ein heftiges Schneegestöber über Kurland nieder. In den Stellungen vor Riga war nicht die Hand vor den Augen zu sehen. Drüben bei den Russen, die dicht vor ihrem Weihnachtsfest standen, herrschte völlige Ruhe. Man war eben im Stellungskrieg an der „stillen Front". Die Linie wird in der Hauptsache durch aufgesetzte Brustwehren von dicken Baumstämmen gebildet, dazwischen sind Unterstände, die durch Balkendecken Schutz gegen Artilleriewirkung geben sollen. Hinter der Linie stehen feste und sehr saubere kleine Blockhäuser. Eine Rückenwehr besteht an vielen Stellen nicht. Das Drahthindernis ist breit und dicht. So führt von der Straße Mitau—Riga eine ununterbrochene Waldstellung durch den Forst und die kleinen hereinragenden Zipfel des Tirul-Sumpfes. Nordwestlich Mangal wird die Sumpfzunge breiter; dann von der Düne südlich des Babit-Sees kommt die feste Dünenstellung und die starke Position auf dem Kirchhof von Wismann.

In dieser etwa 30 Kilometer langen Front standen die Posten und suchten, wie jede Nacht, das Vorgelände mit den Augen zu durchdringen. Dichter fiel der Schnee. Die Nacht war ruhig. Nur das Fallen der Schneelasten von zu stark niedergebogenen Zweigen war zu hören. Da setzte an der Straße Mitau—Riga die Artillerie ein; von weiterher klang auch starker Geschützlärm. Gleichzeitig aber waren die Russen mit starken Abteilungen in Schneehemden vor dem deutschen Hindernis. Alarm! Die Stellungsbesatzung raste an die Brüstungen, die Maschinengewehre begannen zu hämmern. Die Russen verschwanden im Schneegestöber, und viele Tote und Verwundete ließen sie vor und in dem Drahthindernis zurück.

An drei Stellen hatten sie aber doch in die Stellung dringen können. Bei Buobai, an einer gefrorenen Sumpfstelle im Wald. Das Regiment warf mit Reservetruppen im Nahkampf die Eingedrungenen aber sofort wieder hinaus. Alle neuen frontalen Angriffe schlug die Truppe gleichfalls ab. Die Lust, nach Südosten aufzurollen, um die Straße Mitau—Riga zu gewinnen, verging den Russen vor der Haltung des Regiments, dessen Führer übrigens einmal in einem historischen Augenblick eine Rolle gespielt hatte. Ihm hatte der Kommandant von Nowo-Georgiewsk, Bobyr, bei der Einnahme den Degen übergeben. Alle weiteren Vorstöße von kleineren Abteilungen gegen diese Front, ebenso wie die mehr oder minder Demonstrationscharakter tragenden Stöße gegen den Brückenkopf von Dünhof, dem Gelände von Kekkau und dem Streifen nahe der Küste westlich von Schlok, wurden glatt abgeschlagen.

Es blieben noch am 5. mittags die beiden anderen Einbruchsstellen südöstlich und nordwestlich von Mangal. Die bei Mangal selbst stehenden Kompagnien hatten die etwas später einsetzenden frontalen Angriffe mit sehr schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen, als die Meldungen von beiden Flügeln kamen, daß die Russen durch seien und man bereits Flankenfeuer bekäme. Der älteste Kompagnieführer — ein bekannter Breslauer Schauspieler — ließ darauf die Flügel ein wenig umbiegen. Er holte sich seine Offiziere zusammen: „Man wird uns nicht im Stich lassen. Wir haben noch genug Patronen. Unter allen Umständen halten! Nachmittags um 3 kommen wir wieder zusammen." Das Telephon nach Skangal rückwärts war noch in Ordnung. „Wahrscheinlich wird Sie eine Sendung Munition noch erreichen. Die Russen nähern sich von Südosten der Straße Diskup—Mangal." Bei einem Anruf, eine halbe Stunde später, kam keine Antwort mehr. Inzwischen wurden neue frontale Angriffe abgeschlagen. 4 Uhr. „Wenn von Skangal Gewehrfeuer anfängt, treten die Reserven in den Kampf." Man hörte plötzlich anschwellendes Infanteriefeuer im Walde hinter sich. Dann wurde es wieder still. Man zählte die Patronen. Es wurde ½5 Uhr. Es war finster; später war voller Mondschein. Die Schüsse aus den Flanken nahmen zu. Von Skangal her war nichts mehr zu hören. Die Kompagnien hatten sich schon unter dem seitlichen Druck bei Mangal gesammelt. Durchbruch! Man kam gegen Skangal vorwärts. Eine russische Abteilung kam aus einer Lichtung. „Ergebt Euch! Hände hoch!" Die 25 Mann wurden gefangen mitgeführt.

Inzwischen waren ein Garde-Bataillon und andere Kräfte zum Teil mit Kraftwagenkolonnen nach vorn gebracht und zu beiden Seiten der Straße Diskup—Mangal angesetzt worden. Bei hellem Mondlicht kam es zum Waldgefecht Mann gegen Mann auf 20 Schritt. Die Reserven gingen stürmisch mit hervorragender Entschlossenheit vor. Der Wald bei Skangal zeigt, wie gut sie schossen, er liegt dicht voll russischer Leichen. Um 7 Uhr waren die Brustwehren erreicht. Die Russen suchten sich zu halten. Es kam zum Nahkampf mit Bajonett und Handgranaten. Ein Teil der Russen ergab sich, der Rest versuchte über die Waldblöße hinter den Stellungen, den dichten Wald jenseits der Lichtung, zu entkommen. Maschinengewehre und Schützen schossen die Flüchtenden auf der weißleuchtenden Fläche zusammen. Die meisten fielen noch im Hindernis, die andern auf dem freien Feld dahinter. Eine Kette von Toten liegt bis zum jenseitigen Waldrand.

Am 6. Januar wurde die Einbruchsstelle nordöstlich Mangal eingeengt. Die Russen verstärkten ihre Artillerie und beschossen natürlich besonders heftig den Rand der Einbruchsstelle. Die nördlichen Anschlußtruppen schlugen alle Angriffe ab und suchten sich gegen Süden anzuschließen. So konnte am Abend des 6. ein deutscher Erfolg gebucht werden: 1300 Gefangene, darunter 16 Offiziere, mehrere Maschinengewehre waren eingebracht worden. Bis auf eine kleine Lücke war die Stellung wieder geschlossen, die russischen blutigen Verluste waren ungeheuer. Freilich, die deutschen Truppen hatten in diesem Gefecht bei Mangal auch ihre Kraft angespannt, und der Russe war an Stellen weit überlegen.

*

Am 6. morgens fuhr ich über Diskup zu den wiedergenommenen Stellungen bei Mangal. Tief verschneiter Tannenwald. Nach dem großen Betriebe der Anfahrtsstraße, auf der Schlitten hinter Schlitten fuhr und die großen Lastautos ratterten, kommt die Waldstraße vor Skangal wie ein heimliches, vergessenes Waldidyll einem vor. Da liegen die ersten Gewehre am Weg, die ersten russischen Toten; sie liegen bald dicht im Waldgelände und dichter in dem schmalen Graben zur Linken der Straße. Einer der vielen Totenwege. Da liegt ein junger Russe, noch im Anschlag sitzend, gegen eine Brücke gelehnt, der Kopf ist noch gerade, als sähe er zum Feind. Von Norden her schüttert

Artillerielärm durch die klare kalte Luft. Näher zur Stellung liegen deutsche Tote. Sanitätsmannschaften arbeiten ihre schwere, traurige Arbeit. In der Stellung sieht es wüst aus. Wie die Russen es fertig bekommen, in so kurzer Zeit diesen unglaublichen Schmutz und Unrat zurückzulassen, ist ihr Geheimnis. Die neue Besatzung ist beim Aufräumen. Sie haben doch nun in schwerem Nachtgefecht gestanden, diese jungen Gardisten. Aber sie sind doch recht guter Dinge für die Umstände. „Wir haben es eben geschmissen!" Außerdem, hier ist's augenblicklich herrlich. Die dicke Luft fängt erst etwas weiter nördlich an. „Wie war's denn?", frage ich einen Gefreiten aus der Altmark. Das feste, frische Gesicht, altmärkisches Bauerngesicht, strahlt auf: „Wir griffen an und schmissen sie durch den Wald. 20 Meter Büchsenlicht." Dann wird das Gesicht ernst: „Schwere Nacht, verdammig, schwere Nacht."

Von einem Maschinengewehrstand kann man in das Vorgelände sehen. Da liegen die Russen in dichten Hocken. Ein Maschinengewehr dazwischen. Vorn bewegen sich noch ein paar Verwundete und werden unruhig, wenn der Kanonendonner zur Linken anschwillt. „Wir holen sie heute Nacht", sagt der Posten neben mir. „Jetzt geht's ja nicht." Unaufhörlich peitschen Infanterieschüsse durch die Luft. Die Russen würden das barmherzige Werk an ihren eigenen Landsleuten jetzt nicht dulden. Zuweilen kommen gräßliche Schreie aus der Lichtung.

Wir gehen weiter nach links. Es ist richtig, hier ist dicke Luft. Dicht neben der Einbruchsstelle hauen die russischen Granaten ziemlich lebhaft in den Wald. Eine Birke fällt hinter uns über die Brustwehr. Drüben am anderen Rand der Waldschneise hinter den dichten braun-grauen Zweigen der Gebüsche stehen fast unbeweglich braune Schatten.

Es wird rasch dunkler. Man bereitet sich vor, die Lücke ein Stück zu verkleinern. Die Artillerie nimmt zu. Der Mond kommt hoch. Tiefe, schwere Schatten liegen jetzt im Wald.

Auf dem Rückweg treffen wir einen Mann mit zwei Russen. „Die wimmelten sich so an uns 'ran. Nu solle se wenigstens das Maschinengewehr weitertragen." Der eine Russe, ein hünenhafter Sibirier, trägt ein russisches Kavallerie-Maschinengewehr über der Schulter. Er grinst über das ganze Gesicht. „Je, nun, man trägt, was man nicht ändern kann," sagte einer der Umstehenden. Der Russe trabt mit Gewehr und Ladestreifen weiter.

Die Kälte nimmt zu. Der Schnee schimmert blau-weiß durch den Wald. (Kb.)

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Die ersten Rumänen im Westen.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Großes Hauptquartier-West, 7. Jan.

Als ich heute abend bei einer längeren Fußwanderung durch Etappengebiet an einen entlegenen Kleinbahnhof kam, wunderte ich mich über das lärmende Stimmengewirr, das mir von weitem entgegenschlug. Die ganze Dorfbevölkerung war auf den Beinen und umstand den Zaun der Station, um sehr angeregt an einem Schauspiele teilzunehmen, von dem ich einstweilen nichts wahrnehmen konnte. Es handelte sich aber offenbar um eine ganz besondere, ungewöhnliche Sache, das sah ich dem Benehmen der Franzosen an. Als ich fragte, was es gäbe, erhielt ich die für das dritte Kriegsjahr bezeichnende Antwort: „Voilà, c'est pourtant la verité la Roumanie est capoutte." Damit wies man auf einen Transport rumänischer Gefangener. Bezeichnend nenne ich diesen Ausspruch nicht nur wegen des im Laufe dieses langen Krieges nebst manchem anderen in die Umgangssprache des Ostfranzosen eingedrungenen Fremdwortes „kaputt", sondern vor allem wegen des Streiflichtes, welches diese Worte auf die Denkungsweise der hiesigen Landbevölkerung werfen. Wir könnten von unserem Siegessturm durch Rumänien berichten, was wir wollten. Der biedere Champagnebauer sagt sich: „Jawohl, das Papier ist geduldig. Wie soll denn das möglich sein, daß Deutschland, mit Frankreich, England, dem riesigen Rußland vollauf beschäftigt, nun auch noch Rumänien in wenigen Monaten zu Boden schlägt, ohne daß Frankreich, England und das riesige Rußland dem neuen Verbündeten helfen? Das glaube ich einfach nicht. Die „Boches" mögen verkünden, so oft sie wollen, daß sie in Bukarest eingezogen sind. Ich glaube es einfach nicht." Aber wenn er dann ein paar Hundert rumänische Gefangene plötzlich in seinen Champagnedörfern auftauchen sieht, dann betrachtet er die Weltgeschichte mit den Augen des Mannes, der nur seinen eigenen Beobachtungen vertraut, auf einmal ganz anders. Dann glaubt er den Beweis zu haben, daß Rumänien vernichtet sei. Dann hat er handgreifliche Tatsachen, die er sich nicht ausreden läßt. Sie bleiben ein wunderliches Völkchen, die Franzosen, im ganzen und im einzelnen. Wenn an der Somme ein deutscher Schleiergraben geräumt wird, so äußert sich das in verstärktem Andrange zu den Emigrantenzügen in Sedan und Maubeuge, weil die dortigen Einwohner fürchten, angesichts dieser „Fortschritte" der Verbündeten demnächst von den Geschützen ihrer eigenen Landsleute bombardiert zu werden. Und wenn in der Champagne 500 gefangene Rumänen erscheinen, sagen die Bauersfrauen: „Der Krieg geht zu Ende. Deutschland zerschmettert die ganze Welt. Die Champagne wird ein Departement von Wilhelms Rheinprovinz. Nun, desto besser für uns, wenn wir nur endlich unsere Männer und Söhne aus dem Felde wiederkriegen."

Ich hatte hinlänglich Zeit, mir die Rumänen zu besehen. Ich hätte sie ohne die weiße Armbinde, die sie als Kriegsgefangene kennzeichnete, nicht erkannt, sondern für Österreicher halten müssen; auf die große Ähnlichkeit der blaugrauen Felduniformen unseres jüngsten Feindes mit der seiner ehemaligen Verbündeten aus den Donaumonarchien ist ja in den rumänischen Kriegsberichten oft hingewiesen worden. Es waren überwiegend stattliche Männer von uns fremdartiger Gesichtsbildung, mit ziemlich aufgedunsenen Backen und Stirnen, breit und formlos verlaufenden dunklen Brauen und Augen, die verquollen oder verkniffen schienen, jedenfalls nicht offen und frei blicken konnten. Das war der Eindruck, der sich mir ergab, nachdem ich versucht hatte, einige Dutzend der vorüberziehenden Rumänen auf das Gemeinsame und Typische ihrer Erscheinung zu prüfen. Solch ein Eindruck ist ein vorübergehendes Erlebnis, das zu verallgemeinern man sich nach dem weisen französischen Sprichwort „généraliser c'est fausser" hüten soll. Meine Beobachtungen wurden auch dadurch beeinflußt, daß ich gerade an diesem Tage in einem Gebiete gewandert war, wo der fränkische Einschlag in der Bevölkerung besonders hervortritt und mir der selbstbewußte Anstand der Mädchen, der helle Blick der Burschen und die kluge Lebensart der Alten in jedem Dorfe aufgefallen war. Danach kamen die Rumänen bei mir vor einen voreingenommenen Beurteiler. Schneller aber, als ich gewagt hätte, meine Meinung zu äußern, waren die französischen Dorfschönen mit ihrer Abschätzung fertig. Denn neben mir rief eine kräftige Landestochter ganz laut und unbekümmert: „on dirait, qu'ils ont tous des yeux de cochon, ces hommes

Lädchen ein wenig in die Höhe gezogen und ein dunkler Lockenkopf erscheint zwischen den duftigen Spitzenvorhängen. Er lächelt und winkt, lächelt und führt ein zartes Händchen an das kleine Mündchen und verschwindet ... „Dolle Kiste was, alter Junge?" Ein heller Schein blitzt über das strahlende frische Gesicht des blonden Jünglings. Von weitem tappt langsam der müde Schritt des Nachtwächters heran. Der Mond bescheint eine still und friedlich schlummernde Villa ...

Ein neuer Rauchring nimmt seinen Weg in das Dunkel des Unterstandes ... Spät abends im hellen Saal eines Offizierkasinos. Ein Dutzend junger Leutnants in frischer Lebensfreude. Dazwischen ein blonder Junge. Die Zigarette zwischen den weißen Zähnen, das Monokle ins Auge geklemmt blitzt er fidel einen Oberleutnant an. Der hält die Sektschale in der Linken und beendet seine Rede: ... und die philiströse Welt sich glücklich schätzen muß, daß unser Dolly mit dem heutigen Tage zweiundzwanzig lange Jahre auf ihr herumstrampelt und ihr manch schneidiges Schnippchen geschlagen hat, so können wir, Kameraden, als der vernünftiger und klarer denkende Teil dieser Weltbewohnerschaft es als unsere edle Pflicht und hervorragendste Schuldigkeit betrachten, unsern Dolly zu diesem staunenswerten Jubiläum seiner Jahre von Herzen zu beglückwünschen. Unser Dolly, Hurra, Hurra, Hurra!" Hellauf klingen die geschliffenen Kelche, munter rinnt der Sekt, und aller Schneid und Lebensfrische spiegelt sich auf dem strahlenden Antlitz des blonden Leutnants im Klubsessel und bricht sich in dem scharfen Einglas ...

Leichtbeschwingt tänzelt ein lustiger Rauchkringel fort: Berlin. Leise und schmelzend singen die Geigen. Geräuschlos schweben die rotbefrackten Jünger Ganymeds über die dicken Teppiche. In dem gold- und himmelblau blitzenden Rokokosaal blüht das Leben in roosenroten Blumenwinden. Auf dem spiegelglatten Parkett in der Mitte des Schmuckkästchens wiegt sich lebensfroh in Schönheit und Anmut die Jugend im Tanz. Eine dunkelbraune Schönheit mit strahlend weißem Nacken und leuchtenden Märchenaugen schaut ihrem blonden jungen Partner während des sanften Walzerreigens schelmisch ins Auge: „Dolly heißen Sie? Ein einzückender Name!"

Der Brand der Zigarette nähert sich dem Goldmundstück. Ein letzter kräftiger Zug und ein dicker blauer Kreis windet sich schwerfällig fort: Krachen und Toben und wildes Heulen der Granaten. Seit zwei Tagen wütet die grimmige Schlacht. Die Hölle in ihrer ganzen Unbändigkeit scheint losgelassen. „Wir müssen den Übergang über den San heut nacht erzwingen", hat der kommandierende General gesagt. Nach Lüttich hat er solch wahnwitzigen Widerstand nicht wieder gefunden. Die Russen haben sich in aller Eile mit der Kraft der Verzweiflung am Flusse verschanzt und alle erreichbaren Reserven herangezogen, um den Übergang über den San auf jeden Fall zu verhindern und das ungestüme Vordringen und Vorstürmen der deutschen Truppen zum Stehen zu bringen. Der Bataillonsführer schickt durch das Toben einen Meldereiter zum Kompagnieführer der 5. Feldkompagnie. Bald darauf meldet sich ein blonder, junger Offizier stramm beim Major.

„Mein lieber Oberleutnant, ein ehrenvoller, aber gefährlicher Auftrag. Sie gehen mit Ihrer Kompagnie unverzüglich zum San hinab und erkunden die Übergangsstelle bei Bandolsky, dort rechts des brennenden Dorfes muß sie sein — sehen Sie hier die Karte —, besetzen sie und leiten die Übersetzung der vorstoßenden Infanterie und der leichten Artillerie. Der Feind hat zwar sein schwerstes Feuer dorthingelenkt, aber — es muß sein, muß sein. Der Übergang heut nacht ist von hochwichtigster Bedeutung. Gott befohlen, Kamerad!" — Sporenklirren, die Hand an der Feldmütze: „Zu Befehl, Herr Major!"

Bald darauf ist der blonde Oberleutnant bei seiner Kompagnie: „Jungens, jetzt gilt's mal wieder, mir nach!" Und fort rennt todesmutig die Schar, findet den Übergang und besetzt ihn. Der San rauscht und sprudelt. Prasselnd und krachend bersten die Granaten. Zischend sausen sie in den Fluß, ans Ufer, und verheeren alles mit wüster Gewalt.

Ein Regiment Infanterie ist glücklich hinüber. In gestrecktem Gelapp kommt die Feldartillerie. Die erste Batterie hat schon das jenseitige Ufer erreicht, wendet sich nach rechts, um hinter einem flammenden Gehöft in Stellung zu fahren. Kalt und ruhig gibt der blonde Pionier-Oberleutnant seine Befehle. Hoch oben am Ufer steht er. Ein Spritzer aus dem Fluß hat ihm die Zigarette verlöscht. Gleichmütig entzündet er eine neue und behält den Vorgang gut im Auge. Da knickt er zusammen. Ein schmerzhaftes Zucken überzieht für einen Augenblick sein Gesicht. Er setzt sich nieder, und wieder klar schallt sein Kommando zum Fluß hinunter. Da zischt es noch zweimal hintereinander scharf auf. Bleich fällt er hintüber. Die Besinnung verläßt ihn ...

Rasselnd hat die letzte Batterie das feindliche Ufer erreicht. Drüben bricht die vorstürmende Infanterie in ein starkes Hurra-Rufen aus. Die Geschütze donnern dazwischen und weiter muß der Russe weichen ...

Zwei Stunden später im Feldlazarett. „Eine Kugel im linken Kniegelenk, zwei Streifschüsse am rechten Bein. ---Wir müssen das linke Bein bis zum Knie fortnehmen." Bedauernd sagts der Stabsarzt. Da nähert sich die Gestalt des kommandierenden Generals, der soeben dort eingetroffen ist und von dem Schneid des jungen Offiziers vernommen hat, dem Leidensbette. Mit schmerzlichem Zucken um die Lippen schaut er auf das bleiche Gesicht des Verwundeten: „Armer, lieber Kerl, warst so tapfer!"

Da kommt Bewegung in den starren Körper des Oberleutnants:

„Exzellenz, ist der Feind geworfen?"

„Ja, mein Sohn, er befindet sich in wilder Flucht."

Dann nestelt er sein Kreuz von der linken Seite und zieht ein anderes aus der Brusttasche: „Hier, ein kleines Entgelt für den wunderbaren Schneid."

Mit müdem Lächeln nimmt der waidwunde Oberleutnant das Eiserne Kreuz erster Klasse und das Braunschweigische Tapferkeitskreuz in Empfang: „Danke gehorsamst, Exzellenz ..." Leise kann er es noch hauchen. Mit den letzten Worten nimmt seine Seele Abschied und wird von Gerlinde und Bruna, den schnellen Walküren, zu den blonden Recken im Säulensaal des Walhalls geleitet. —

Eine Träne rollt dem General in den Schnauzbart und der Bezwinger Lüttichs drückt dem Erzwinger des San-Überganges die Augen zu. Eine Erinnerung überkommt ihn. Er sieht sich als junger Hauptmann vor der Tür des Gutshauses des Freundes sitzen. Der kleine blonde Bub auf seinen Knien zappelt und kreischt vor Vergnügen und haut energische Hiebe in die Luft ...

Dann nimmt er Abschied ... Armer, tapferer Dolly! Das Tapferkeitskreuz erster Klasse des Großherzogs von Oldenburg erreichte nur noch den toten Helden, wie auch der Divisionsbefehl noch des schneidigen, kühnen Vorgehens mit rühmenden Worten gedachte ...

Der Rauchkringel der Zigarette hat sich längst in den Ritzen des Unterstandes verkrochen. Die Kerze brennt trüb und flackert unwillig. Sie ist bis zum Grund abgebrannt. Mit leisem Zischen erlischt sie. Draußen im Schützengraben rattert ein Maschinengewehr. Dann ist alles still. Wie im Frieden ...

Aus dem Felde

Nr. 3 — Beilage zum Münsterischen Anzeiger. — 1917

Inhalt: Der Siegeszug der Armee v. Falkenhayn. v. Karl Rosner, Kriegsberichterstatter. | Zur Einnahme Foksanis, v. Adolf Zimmermann, Kriegsberichterstatter. | Die Kämpfe an der Riga-Front, v. Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter. | Rio Pardo und Genossen, v. A. R. Meyer, Kriegsberichterstatter. | Dolly, v. Rolf Roeingh.

Der Siegeszug der Armee v. Falkenhayn.

Von Karl Rosner, Kriegsberichterstatter.

Die 9. Armee, die Siebenbürgen von dem eingedrungenen Rumänenheere befreite und dann wie eine Sturmflut über den alten Wall hinweg in die Tiefebene Rumäniens brach und Bukarest bezwang, ist nun seit Wochen der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen unterstellt. Ihr unbedingt selbständiges Wirken, an das sich militärische Erfolge von beispielloser Bedeutung knüpfen, hat damit einen gewissen äußeren Abschluß erlangt. Und so ist vielleicht jetzt der Augenblick gekommen, um die im ruhelosen Wirbel der Ereignisse kaum völlig klargewordenen Vorgänge, die sich zum Siegeszug von Petroseny bis Bukarest zusammenschließen, in breiten Zügen im Zusammenhange darzustellen. Die folgenden Ausführungen machen den Versuch.

Wenn man den Aufmarsch der Kräfte überschaut, die der 9. Armee Ende Oktober zur Verfügung standen, so erkennt man vor allem zwei große Gruppen: die erste umfaßte die Korps der Generale Morgen und Staabs und stand nördlich von Campolung, südlich von Kronstadt und weiter nach Osten hin über den Tatarhavas-Paß und den Bodze-Paß. Die zweite unter General Krafft von Delmensingen focht südlich des Roten Turm-Passes. Daneben wirkten am Szurduk-Paß die enger begrenzten Kräfte des bayerischen Generals v. Kneisel und bei Orsova ein schwacher Verband österreichisch-ungarischer Truppen. All diesen Kräften lagen die Rumänen mit stark überlegenen Mehrheiten gegenüber, die namentlich in den Pässen südlich von Kronstadt — im Törzburger-Paß, im Predeal-Paß und Altschanz-Paß — erbitterten Widerstand leisteten. So wurde die Frage, wie es zur Zerbrechung dieser zähen feindlichen Abwehrkräfte kommen könne, für das Armee-Oberkommando dringend, und der Umstand, daß die oberste Heeresleitung der Armee Verstärkungen zuführte, ergab die Möglichkeit, die bezüglichen Erwägungen in breitere Grenzen zu stellen, als das auf Grund der bis dahin verfügbaren Kräfte tunlich gewesen war.

Der nächstliegende Gedanke schien es zu sein, mit erhöhter Wucht südlich von Kronstadt vorzustoßen und so die kürzeste Linie auf Bukarest zu erzwingen; als weitere Möglichkeit drängte sich der Plan auf, durch den Roten Turm-Paß im Alttale nach Süden zu drücken und so längs des Flußlaufes das Gebiet der kleinen Walachei abzutrennen. Beiden Ideen stand die Tatsache entgegen, daß der Gegner unsere Offensive gerade auf diesen kürzesten Linien zu erwarten schien, daß er daher die Hauptkräfte seiner Truppen und die Hauptmenge seiner Artillerie gerade hier versammelt und gerade hier zahlreiche besonders sorgfältig zugerichtete Abwehrstellungen ausgebaut hatte. In Erwägung dieser Schwierigkeiten entschloß sich der Oberbefehlshaber der 9. Armee, General der Infanterie v. Falkenhayn, zunächst von jeder Offensive an diesen Stellen abzusehen, den Feind durch demonstrative Tätigkeit an die Linien, aus denen er dem großen Angriff entgegensah, zu fesseln, und zugleich an einem anderen Punkte, von dem aus der Gegner keinerlei wesentliche Aktion erwartete, mit voller Wucht vorzubrechen. Als das zu einem solchen Einbruche am besten geeignete Tor durch den Wall des Gebirges erkannte und bestimmte er den in den Westzipfel des Landes hinüberleitenden Szurduk-Paß.

Am 1. November war General v. Falkenhayn in Petroseny, um alle Einzelheiten des von ihm geplanten Unternehmens mit den Führern der Truppen zu besprechen. Wie schon bei der Besprechung im Armee-Oberkommando, so verschloß sich auch in dieser engeren Beratung niemand den Schwierigkeiten, die sich dem gewaltigen Vorhaben entgegenstellten. Es war und blieb ein Wagnis, Anfang November durch den von beiden Seiten durch berghohe Felsmauern umschrankten engen Szurduk-Paß zu brechen, es war und blieb eine ungeheure Aufgabe, zu Beginn des Winters in diesem Gelände, dessen Höhen zum Teile über 2000 Meter hoch zum Himmel steigen, offensiv zu werden. Trotz dieser Bedenken und Einwürfe hielt Exzellenz v. Falkenhayn an seinem Plane fest.

In aller Stille wurden die Vorbereitungen zur Durchführung des beschlossenen Werkes getroffen. Nur die Überraschung und ein hinreißendes Tempo, das den Feind gar nicht recht zur Besinnung kommen ließ, verbürgten den Erfolg. Um dieses Tempo zu ermöglichen, mußte der Nachschub an Munition und Verpflegung bis ins Kleinste geregelt sein, mußte die eine schmale Straße, die zunächst allein zur Verfügung stand, restlos und bis zum äußersten ausgenutzt werden. Zehn Tage gab der Oberbefehlshaber als Frist für die Öffnung des Passes, für alle Vorarbeit bis zur letzten Bereitschaft: den 11. November bestimmte er als den Tag für den Losbruch der Offensive.

Pünktlich hat die 9. Armee diesen Termin eingehalten. Nichts an den Vorgängen an allen anderen Teilen der Front verriet inzwischen, was da von Petroseny aus im Werke war. Nur, daß die Rumänen in den Tagen vom 5. November ab aus dem Felsenschlauche des jenseitigen Paßteiles getrieben wurden. Das aber schien ihnen ein Vorgang von nicht mehr als örtlicher Bedeutung — denn nirgends sonst schienen die Deutschen Truppen zu verschieben — die Gruppe Krafft von Delmensingen blieb im Vorgehen, und die deutschen Angriffe wurden an allen anderen Stellen, an denen man in Fühlung war, ungemindert fortgesetzt.

Am 9. November meldete Exzellenz Kühne an das Armee-Oberkommando, daß er fertig sei. Der 10. November ging mit dem Ausputz einiger Höhen hin, die wir als Artillerie-Beobachtungen brauchten.

Am Elften brach der große Angriff völlig überraschend los und schuf sich Raum — an diesem Tage schlugen unsere Mörser die starke Panzerstellung von Bumbesti-Jiu in Trümmer. Und am Zwölften, als unsere Stürmer aus Ost- und Westpreußen hinter den fluchtartig abziehenden Rumänen her nach Süden drängten, war der Oberbefehlshaber wieder bei der Truppe. Auf einer Höhe nördlich von Bumbesti, die selbst noch von den Feuern der letzten feindlichen Batterien bestrichen wurde, stand er und sah den Losbruch des Siegeslaufes seiner Armee. —

Sie fand nicht Rast mehr in den Tagen, die dann kamen — sie waren hinter dem Feinde drein wie eine Geißel — —.

Am 16. November endlich gelang es den Rumänen, sich bei Targu-Jiu zu stellen — es war vergebens und ihr Widerstand zerbrach, der deutsche Stoß ging über sie hinweg in den Tälern des Jiu und des Gilort weiter. Was dabei von Rumänen in dem Rücken der deutschen Stürmer blieb, machte denen nicht Sorge. Da waren Trupps, denen das Beste des Soldaten, der Glaube an den Sieg, längst schon genommen war — mit denen wurden unsere Landstürmer und Bagagefahrer fertig. Nur weiter — vor — ins Herz des Landes — in den Rücken derer, die noch da oben, südlich Hermannstadt und Kronstadt, in den Pässen hielten.

So war am 21. November Craiova erreicht. Damit war der merkwürdige Fall eingetreten, daß hinter uns, an der Cerna, noch eine rumänische Division gegen schwache österreichisch-ungarische Kräfte stand. Jetzt, da die Cerna-Gruppe den Versuch machte, sich an der Donau durchzuschlagen, wurde ihr voon Craiova aus ein Bataillon entgegengesandt. Bis an den Alt ist sie gekommen, dort hat sie kapituliert.

Die nächste Aufgabe der Gruppe des Generals Kühne mußte es nunmehr sein, das Alttal zu gewinnen und Fühlung mit der Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen zu finden, der am 23. November bei Svistov über die Donau ging. Gelang es dem Gegner, sich in kleinen vorbereiteten Stellungen auf dem überhöhten Ostufer des Alt zu sammeln, so trat zum mindesten eine Abschwächung unseres Vormarschtempos ein.

Auch in diesen für den Fortgang der Operationen kritischen Tagen war General v. Falkenhayn dem Schauplatz der Entscheidung nahe, in Craiova.

Am 24. November erreichte die Gruppe Kühne den Bereich des Flusses, an dem der Gegner in der Tat seine vorgesehenen Stellungen bei Balso am Olt lul und auf den Höhen von Slatina bezog — die Brücke bei Slatina hatte er gesprengt. Aber das Kavalleriekorps Schmettow erreichte die südlich von Slatina bei Aveneşti über den Flußlauf ziehende Brücke, und der Druck unserer nunmehr westlich des Flußlaufes nordwärts stoßenden Kräfte zwang den Feind, seine Stellung preiszugeben. — An jenem gleichen 24. November hatte die Gruppe Krafft von Delmensingen im Stoß nach Süden Rimnik-Valcea erreicht und ihren linken Flügel an den Oberlauf des Argeşul geschoben — die alte Bischofsstadt Curtea d'Arges, in der die Särge König Carols und der Königin Elisabeth von Rumänien ruhen, war in deutscher Hand.

Die Offensive ging mit unverminderter Gewalt planmäßig weiter — dem rechten Flügel der Gruppe Kühne war dabei das Ziel gegeben, nordöstlich an Bukarest vorbeizuziehen — die Wegnahme der Stadt war Mackensenschen Kräften vorbehalten. Da brachte der 1. Dezember unversehens eine neue Lage, die neue Entschließungen auf der Stelle nötig machte. Der Stand der Dinge ergab damals etwa dieses Bild: Der rechte Flügel der 9. Armee (die Gruppe Kühne) näherte sich dem Argeşul. Krafft von Delmensingen focht südöstlich von Piteşti. Am 28. November hatten die Rumänen begonnen, bei Campolung zu räumen, dort drängte General Morgen mit seinen Bayern und Hessen nach Südosten. Jetzt stand er halbwegs nach Targovistea. Da geschah es, daß starke bayerische Reserven der Gruppe Krafft bis tief in den Standort eines rumänischen Generalkommandos in dem Augenblick stießen, als dort die Generalstabsoffiziere zum Befehlsempfang versammelt waren. Bei der Gefangennahme dieser Offiziere fiel auch der rumänische Armeebefehl des Tages in unsere Hände, und aus ihm gingen die aus der Gefahr der Stunde geborenen Absichten des Gegners klar hervor: Die Rumänen hatten in aller Eile zwei Gruppen ihrer Kräfte gebildet. Die eine hatte den Befehl, unsere vom Roten Turm-Paß her andrängenden Kräfte unter allen Umständen aufzuhalten. Ihr war mit beschwörenden Worten eingeschärft, daß alles, daß die Rettung des Vaterlandes von ihrer Tapferkeit im Aushalten abhinge. Währenddessen waren bei Bukarest starke Stoßgruppen gebildet worden, die die linke Flanke Mackensens angreifen und „den Feind aus dem Lande jagen" sollten.

Der Plan war gut ausgedacht, und es ist den Rumänen in der Tat geglückt, den linken Flügel Mackensens vorübergehend zurückzudrücken.

Der erbeutete Befehl wurde von der Gruppe Krafft sofort an das Armee-Oberkommando weitergegeben — und er war noch nicht zehn Minuten in den Händen des Oberbefehlshabers, als dessen Entschluß auf Grund der neuen Lage auch schon gefaßt war und die entsprechenden Befehle hinausgingen: Die Gruppe Kühne wurde in der Mitte auseinandergefaltet. Ihr linker Flügel wurde selbständig rücksichtslos nach Norden auf Titu zu geworfen — ihr rechter Flügel unter General Kühne selbst nach Südosten gestoßen, um den Feinde, der gegen den linken Flügel Mackensens im Vorteil war, in den Rücken zu fallen. Zugleich wurde ein Kavalleriekorps gegen Bukarest angesetzt. Der schnelle Entschluß hat sich reichlich gelohnt — er war am Abend des 1. Dezembers gefaßt worden, und am 3. Dezember war die Schlacht am Argeşul gewonnen!

Noch in der Nacht, die diesem Tage folgte, lief bei allen Armee-Oberkommandos unseres Feldheeres im Westen, Osten und Südosten eine Depesche vom Chef des Generalstabes des Feldheeres, Generalfeldmarschall von Hindenburg, ein. Sie lautete: „Die 9. Armee hat die Schlacht am Argeşul, nordwestlich Bukarest, gewonnen. Das ist allen Truppen sofort bekannt zu geben."

Am nächsten Tage aber läuteten die Glocken zur Feier dieses Sieges — während die Truppen, die ihn errungen hatten, schon wieder weiter waren, hinter dem Gegner drein, und während südlich Kronstadt der letzte Rest des rumänischen Widerstandes zusammenbrach. An diesem 4. Dezember räumten die Rumänen die letzten Stellungen im Predeal-Paß — zwei Tage später war auch Sinaia von den Unsrigen durchschritten. Und wieder nach zwei Tagen — am Achten — gelang es General Morgen, den Feind, den er seit Campolung vor sich hergetrieben hatte, nordöstlich von Ploesti zu verhaften.

Aber noch ein besserer Erfolg erwuchs aus dem Ausgang der Schlacht von Argeşul: am Sechsten morgens nahmen Teile des Kavalleriekorps Schmettow ein Nordfort von der Festung Bukarest, und gegen Mittag hatten Grenadiere des 2. Grenadier-Regiments den Widerstand des Gegners gebrochen und zogen als erste deutsche Truppe von Nordwesten her in die von Kräften der 9. Armee genommene Stadt. Am gleichen Tage fiel auch Ploesti in

die Hand der rücksichtslos verfolgenden Truppen des Generals Morgen.

Die Hauptschwierigkeiten der nächsten nach Nordosten drängenden Unternehmungen ergaben sich weniger aus den Kämpfen gegen eine zermürbte, im Rückzuge begriffene Truppe als aus dem unsagbar schlechten Zustande der Wege und den Geländeverhältnissen der Abschnitte, zunächst des Jalomita und Prahova, später des Calmatuiul und Buzeu. Was hier von unseren Brückentrains und Divisionen geleistet wurde, ist ganz außerordentlich.

Am 14. Dezember wurde der Buzeu-Abschnitt erreicht, in der Nacht zum Fünfzehnten wurde auch die Stadt Buzeu genommen, drangen unsere Massen über den Buzeu vor — während die Reste der Rumänen in voller Auflösung weiterhasteten und von den Russen, die den Zusammenbruch der rumänischen Kräfte nicht hatten verhindern können, aufgenommen wurden. Russen, mit Rumänen untermischt, stehen uns jetzt jenseits des Buzeu gegenüber.

Was die 9. Armee in der kurzen Spanne Zeit vom 11. November bis zum 14. Dezember, in der sie kämpfend und marschierend, trotz schlimmster Wetterungunst, vom Szurduk-Paß bis über den Buzeu drang, geleistet hat, ist unvergleichlich in der Kriegsgeschichte. Allein in diesen Dezembertagen hat sie rund 75 000 Gefangene gemacht, 125 Geschütze und 115 Maschinengewehre erbeutet. Dabei ist sie schlagfertig und stark wie am ersten Tage — nein, stärker noch, denn dieser Zug von Sieg zu Sieg hat ihre Kräfte gehoben, ihren Siegesglauben und Siegerwillen vermehrt und gestärkt! (Kb.)

Zur Einnahme Fokşanis.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Fokşani, 11. Jan. 1917.

Dem Fall Fokşanis sind für die in erster Linie an ihm beteiligte Gruppe des Generals v. Morgen Tage unerhörter Mühsal und Anstrengungen vorangegangen. Die Armee Falkenhayn war auf ihrem Vormarsch über Rimnicul-Sarat hinaus allein auf die unmittelbare Verbindungsstraße angewiesen — rechts und links ist unwegsames Gelände. Die erwähnte Hauptstraße ist eine sogenannte Panjestraße übelster Sorte, die sich unter den Füßen und Rädern der auf ihr zurückgehenden russischen Truppenteile bei nassem Wetter bereits in ein nahezu unpassierbares Mitteldíng zwischen Morast und Sturzacker verwandelt hatte und bei dem Nachdringen der Deutschen vollständiger Auflösung verfiel. Rechts und links liegen zahlreiche Sümpfe, schwer passierbare kleinere Flüsse und Bäche durchqueren die Ebene von West nach Ost, Haupthindernisse aber waren die ins Gelände tief eingeschnittenen, oft nur wenige Meter breiten Steilschluchten, die in derselben Richtung verliefen.

Jeden dieser Abschnitte benutzten die Russen zu zäher, mit nicht zu leugnender Tatkraft von Führung wie Truppe durchgeführter Verteidigung. Insbesondere wußten sie die Schluchten auszunutzen; sie bargen dichte Reserven, während wenige hundert Meter davor eine dünne und darum für artilleristische Behandlung, ebenso wie die Schluchten selbst, nur schwer faßbare Schützenlinie ein hinhaltendes Gefecht führte. Jeder Verlust fand aus der Schlucht mühelos Ersatz; wurde die Stellung unhaltbar, so wurde sie nachts unter gründlicher Zerstörung des Überganges im Zuge der wichtigen Brücke geräumt. Der Divisionär fragt den Hauptmann der Pioniere, bis wann er die Brücke wieder in Betrieb zu haben hoffe. „Bis morgen nachmittag 6 Uhr," antwortet er. „Wenn Sie das schaffen, bekommt die Kompagnie fünf Kreuze," versichert der General hocherfreut. Der Hauptmann läßt antreten: „Fünf Kreuze sind zu verdienen, Leute, also los!" Am andern Mittag 3 Uhr ist die Brücke bereits fertig. So wird der Feind abschnittweise aus Stellung um Stellung verjagt.

Am Neujahrstage wird nach hartem Silvester die letzte Schlucht vor der Hauptstraße geräumt. Unsere Pioniere mußten zur Wiederherstellungsarbeit heran, und erst, nachdem sie ihre Arbeit getan, konnte anderen Tags der Angriff auf den nächsten Abschnitt beginnen. Das alles bei nahezu wegelosem Nachschub! Neben der mühseligen Arbeit der Infanterie gebührt der Umsicht und Schnelligkeit der Pioniere ein Hauptanteil am schließlichen Erfolg.

Während der Zeit des Anmarsches auf Fokşani war unsere Fliegeraufklärung durch Nebel sehr behindert. Wir wußten wohl, daß nördlich Fokşani eine starke Stellung lag; daß es aber auch im Süden eine solche gab, wurde uns infolge hartnäckigen Ausbleibens geeigneten Fliegerwetters erst später bekannt. Es handelte sich um den stark befestigten Abschnitt des Milcovul, eines kleinen, aber schwer überschreitbaren Zuflusses des Putna. Auch Golesti, das letzte Dorf südwestlich von Fokşani, das den Übergang über den Milcovul beherrscht, war zu einer Art Festung ausgebaut. Die Truppen kamen im Nebel sehr nahe an die neue russische Stellung heran, gerade nahe genug, um noch zur rechten Zeit zu erkennen, daß hier durch Frontalangriff nichts zu erreichen war. Ein westlich umfassender allgemeiner Angriff, bei dem auch Gebirgstruppen mitwirken sollten, wurde angesetzt. Die Vorbereitungen waren äußerst schwierig: die Stoßtruppen wie die zu einem großen Angriff nun einmal erforderliche schwere Artillerie mußten auf der einen Straße erst herankommen. Die Zeit bis dahin mußten die Truppen bei der Unterkunftslosigkeit der Gegend im Freien verbringen; eine Division Frankfurter, Hessen und Thüringer z. B. hat infolgedessen nicht weniger als vom 1. bis 7. Januar bei wahrem Hundewetter im Gelände nächtigen müssen. Ihre Angriffsfähigkeit wurde durch die harte Probe nicht beeinträchtigt. Am 7. Januar war es endlich so weit: das Ergebnis war ein Durchbruch durch die russische Stellung nordwestlich von Fokşani. Der Vorstoß wurde so weit ausgedehnt, daß er die russische Nordstellung von vornherein mitgefährdete.

Der Angriff sollte am 8. Januar fortgesetzt werden: doch rechnete man von vornherein auch mit einem rechtzeitigen Abzug der Russen, auf dessen Wahrscheinlichkeit alle bisherige Erfahrung hinwies. Als um 12½ Uhr nachts starke Sprengungen hörbar wurden, gingen die erwähnten Frankfurter und Hessen sofort zu neuem Angriff vor. In der Tat waren die Russen fort, Golesti wurde genommen. Die Brücke bei Golesti war gesprengt, die Pioniere warfen einen Laufsteg zum andern Ufer. Bald war man jenseits des Milcovul. Auch in Fokşani selbst war der Feind nicht mehr; er machte auch keinen Versuch, seine Nordstellung zu halten, ließ sich vielmehr bis über den Putna, den bereits erwähnten rechten Nebenfluß des Sereth, werfen. Somit ist auch die Serethlinie selbst nahezu erreicht! Der Führer der Division, dem die Stadt am andern Morgen vom Bürgermeister bei seinem Einreiten auf Gnade und Ungnade übergeben wurde, versprach schonende Behandlung; er sah sich indessen veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß das in der Stadt garnisonierende 10. rumänische Infanterie-Regiment im Laufe des Feldzuges niederträchtiger und bübischer Weise 25 Gefangene aus seiner Truppe ermordet habe. Die Stadt der Mörder habe es eigentlich ganz anders verdient. — Die Aufnahme unserer Truppen durch die Einwohnerschaft war die nachgerade üblich gewordene. Alles behauptete, für uns Deutsche geradezu zu schwärmen; niemand habe den Krieg gewollt, und alles ist von jeher von

la," — „man möchte sagen, daß sie alle Schweinsaugen haben, diese Männer da." Ihre Freundinnen belachten und bekräftigten die liebenswürdige Bemerkung. Arme Verbündete, dachte ich. Es war nötig, euer Land in so viel Kriegsunglück zu stürzen, um im ritterlichen Frankreich diesen Empfang zu finden!

Ich wendete mich an die deutsche Begleitmannschaft, sächsische Landstürmer, welche die Gefangenen auf der unendlichen Bahnfahrt quer durch ganz Europa bis hierher gebracht hatten und sie nun an ihrem nahen Bestimmungsort abliefern sollten. Von ihnen erfuhr ich, daß der Transport aus lauter Bauernsöhnen und gelernten Landarbeitern zusammengestellt war, die in einigen von ihrer Bevölkerung völlig verlassenen französischen Dörfern im Etappengebiet die Äcker bestellen sollten. Ich fragte, wie sie sich denn mit ihren Gefangenen verständigten? „Nu, wir reden deutsch mit der Gesellschaft. Wer's nicht versteht, soll's lernen. Der Jagdhund lernt sein Kommando doch auch, und mehr Intelligenz, als in einem Jagdhund, ist in den Kerlen auch nicht." Ganz treuherzig fuhr er fort: „Sie müssen nämlich nicht denken, daß wir die Leute unterschätzen, weil wir ihre Sprache nicht verstehen. Ich habe beim Vormarsch in Frankreich gekämpft und kann das notwendigste Französisch. Ich war in Flandern, na, das war ja für mich als Sachse nicht viel anders, als wenn ich mit Hamburgern hätte sprechen müssen. Ich hab Engländer in der Mache gehabt, die konnten, wenn sie wollten, und ich hab ihnen dafür gesorgt, daß sie den guten Willen hatten. Ich hab dann im Osten mit den Panjes auf Russisch verkehrt, und das ist ganz gut gegangen. Aber wie wir nun nach Rumänien gemacht haben, da hab ich mir gesagt: Na, nu ist Schluß. Diese Zigeunersprache zu lernen hast du als geborener Oschatzer nicht nötig. Die sollen Deutsch lernen. Warum waren sie Narren und haben den Krieg angefangen?" Auch die übrige Begleitmannschaft hatte eine schlechte Meinung von den Rumänen. Die Kerle seien stumpfsinnig wie eine Herde. Große Knochen hätten sie, aber bei der ersten Arbeit würden alle schlapp. Arbeiten hätten sie nicht gelernt. Als der Transport über den Rhein gefahren sei, hätte man versucht, auf deutsch, russisch und französisch den Gefangenen klarzumachen, was der deutsche Rhein sei, aber keiner hätte es begriffen, denn unter den Fünfhundert sei keiner, der außer seinem heimatlichen Bauerndialekt ein fremdsprachiges Wort verstehe. „Und einen Universitätsprofessor aus Leipzig, der vielleicht rumänische Zigeunersprache kann, haben sie uns zu dem Transport nicht zugegeben."

Man denke sich das Bild, wie der erste rumänische Gefangenenzug über die Rheinbrücke rollt und die sächsischen Landstürmer den walachischen Bauernknechten klarmachen wollen, was uns der deutsche Rhein ist! Ich glaube, das ist einer jener Augenblicke aus dem Weltkriege, den erst unsere Enkel in seiner vollen Bedeutung begreifen werden.

Die Verladung ging langsam vor sich. Inzwischen sah sich einer der Sachsen genötigt, die sich zu laut gebärdende französische Landbevölkerung, die sich das Schauspiel mit lärmender Neugier wie dem Transport einer Menagerie nie gesehener Tiere betrachtete, höflichst zurechtzuweisen. Ich dachte wieder: Arme Verbündete des ritterlichen Frankreich! Denn der Sachse sagte den Franzosen in verständlichem Französisch, sie sollten bedenken, daß dies Gefangene und außerdem Verbündete Frankreichs seien. Aber die hochaufgeschossene Bauerntochter erwiderte ihm, daß sie diese „Bêtes" nicht gerufen habe und daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn Rumänien den Krieg nicht begonnen hätte, da man dann vielleicht schon den Frieden hätte. Und sie fügte, von ihren übermütig lachenden Freundinnen unterstützt, keck hinzu: „Was sind sie häßlich, diese rumänischen Dummköpfe, die Sie uns hier herbringen. Bringen Sie uns lieber unsere Dorfjungen, die drüben in den Schützengräben liegen, die sind viel hübscher! Aber", so schloß sie kokett, „Ihr Deutschen seid gleichermaßen (pareillement) hübsche Jungen." Worauf der weltgewandte Sachse die liebenswürdige Antwort nicht schuldig blieb und ich mir dachte, wie überzwerch wohl einem sprachkundigen Rumänen das europäische Weltbild erscheinen müßte, wenn er diese Zwiesprache zwischen seinen französischen Verbündeten und seinem sächsischen Geleitsmanne verstehen könnte.

Von den Rumänen verstand sie keiner, das merkte man. Stumpfsinnig nahm einer nach dem anderen sein großes Gepäck auf und verschwand in dem ihm zugewiesenen Abteil. Endlich waren alle untergebracht. Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich winkte der Begleitmannschaft den Abschied. Einer von den Sachsen ließ das Fenster nieder und rief mir zu: „Wenn ich gesagt habe, nicht einmal arbeiten können sie, das werden sie bei uns lernen! Die lernen arbeiten, darauf verlassen Sie sich!" (Kb.)

W. Scheuermann, Kriegsberichterstatter.

Rio Pardo und Genossen.

Bei unserer Unterseebootsflottille Flandern, 18. Dezember 1916.

War immer ein toller Kerl gewesen, der Rio Pardo. Wie so Brasilianer sind. Selbst in diesen Zeiten hatte es ihn nicht im Hafen von Rio de Janeiro gehalten. Mußte plötzlich auf eine Fahrt gehn nach Holland. Mit allerlei Zeugs. Genau so schmutzig wie der Rio Pardo selbst war auch seine Besatzung. So etwa zwanzig Burschen waren es, Neger, Brasilianer, Franzosen, Engländer, die sich den Deubel darum scherten, daß Krieg war. 's war doch noch immer, immer, immer gut gegangen! Warum sollte man dieses Mal nicht auch nach Rotterdam kommen? Und richtig, man kam auch hin! Ganz gut! Und vom Krieg hatte man verdammt wenig gesehen. Das ging eigentlich erst in Rotterdam an. Denn da waren die Engländer. Die hatten viel zu sagen, daß sie kurzerhand bestimmten, der Rio Pardo habe seine siebenhundert Tonnen Rauminhalt für eine schleunige Fahrt nach Hull herzugeben. Was natürlich gut bezahlt werde. Und damit hatte auch schon die Ladung begonnen, nachdem eben erst die alte gelöscht war. Was kam nicht alles in den alten schmierigen Rio Pardo hinein! Erst mal etwas sauber machen — gar nicht daran zu denken! Her damit! Große Seiten gesalzenen Schweinefleisches, Margarine und immer wieder Margarine, Kakao, Käse und Genever! Wenn bloß der Boden bis Hull hielt, wenn bloß die Rippen nicht auseinanderkrachten! Noch niemals war der Rio Pardo so voll gewesen! Und er und seine Besatzung war wahrhaftig oft genug voll gewesen, wenn es auch nicht immer ein so köstlicher holländischer Genever gewesen war! Würde schon gehen. Warum denn nicht! Kam man als kleiner Weihnachtsmann in England an, würde es viel Trinkgeld geben. Dieses Mal hatte sich der deutsche Weihnachtsmann da oben an der flandrischen Küste die Maske eines ganz richtigen Torpedobootes ausgesucht und er wachte Tag und Nacht darüber, daß die guten Geschenke auch an die richtige Adresse kamen. Hatte schon den Rio Pardo spitz gekriegt! Hallo, Bürschchen! Halt! Woher, wohin des Wegs, womit? Stopp! Aha! Nee, die Richtung stimmt nicht ganz. Kehren wir gemeinsam um, etwas mehr nach links! Der Hafen ist viel schöner. Die Brasilianer und Neger werden wieder nach

dem lieben Holland kommen, die Franzosen und die Engländer der Besatzung aber behalten wir, kriegen bei uns eine weihnachtlich warme Bude, viel besser als in Hull.

Und nun stehe ich auf dem Rio Pardo und passe schön mit auf, daß alles schnell ausgeladen wird. Zuerst ist das Schweinefleisch fortgeschafft. Man hat schon Verwendung dafür. Nun aber die Margarine — so etwa fünfhundert Tonnen —, kann sich einer überhaupt einen Begriff davon machen, wieviel das ist? Nein, denn das ist fast unendlich! Nun geht das schon seit Stunden so, daß der Krahn immer wieder so eine Ladung von etwa zwanzig sehr sauberen kleinen Holzkisten aus dem Rio Pardo hebt. Und so wird das noch morgen den ganzen Tag weitergehen und vielleicht auch noch übermorgen. Für wen? Zunächst natürlich für das Marinekorps. Dann weiter für die ganze Armee.

Irgendwo in den alten flandrischen Städten singen jetzt die armen Kinder vor den Türen der Reichen das Lied vom Stall zu Bethlehem: „Ihr Hirten bringt Milch und Süßigkeit, Klein-Jesus liegt im Stall und schreit." Aber wer hat im Augenblick Ohren für solche Heimlichkeiten, wenn sich dem Auge eine solche Fülle deutscher Unterseeboote darbietet! Das wibbelt und kribbelt durcheinander, wie Weihnachtsspielzeug, das der Weihnachtsmann eben für die braven Kinder aufgezogen hat. Und wie wundervoll das alles klappt! Und nun ist nicht mehr über dem Wasser als ein einziges, böse herüberdrohendes Geschütz, das einfach über der blanken Fläche schwebt. Schon taucht der Turm, schon tauchen die Türme wieder auf. Eine Klappe öffnet sich. Lachend steigt der Herr Kommandant aus der Enge und Stickigkeit seiner Wasser-Zigarre hinauf in den Morgen, die schon heute abend wieder ihren Kurs auf England zu nehmen wird, bereit, ihre Torpedos zu versenden oder böse Minen zum bösen Spiel zu machen. Und mit ihnen ziehen die großen, vermummten deutschen Weihnachtsmänner, die Torpedoboote hinaus, noch so ein paar Rio Pardos zum Feste aufzubringen.

Der ist inzwischen leerer und leerer geworden. Neben ihm liegt die Caledonia, eine stattliche holländische Dame von 2000 Tonnen, die mit Schnaps, Hefe, Bleirohren so gern nach England hinübergekommen wäre, was aber ein frommer Wunsch blieb, ein sogenanter. Hinter ihr liegen ebenso traurig die Midsland und die Niobe. Die Niobe — Name der verzweifeltsten aller unglücklichen Mütter! Man muß lächeln. Auch hier ein Symbol? Und da liegen noch viele andere Schiffe, die gar keinen Namen haben, weil sie sich ein wenig ihrer letzten Tätigkeit schämen. Alle sind sie im Dienste Englands gewesen, das selber Hunger hat und das uns aushungern möchte. Lokomotiven ziehen ganze Waggons vom Hafen in das Land. Man kriegt ein eigentümliches Kitzeln im Magen. Ein Matrose, ein herrlicher Hamburger Jong, summt: „Mar—ga—ri—ne, Mädchen ohne gleichen!" Lachen ist um ihn herum. Wir gehen hinüber zur Kantine der U.-Bootleute. Einen heben. Versteht sich. Denn einige wollen schon heute, andere morgen wieder hinaus. Von wegen Weihnachtsmannspielen. Alle sind im Arbeitsanzug. Aller Augen leuchten, wie wenn sie den Weihnachtsstern darin hätten. Eben hat es Post gegeben. Die Heimat ist da mit Briefen und kleinen Paketen. „Mien Deern!" Das Wort ist mit einem Male da. Ganz anders ist ihnen allen ums Herz. Mir auch. Im Herzen steht ein Licht, fern von Deutschland angezündet. Das fließt auch in meine Worte hinüber, die nun wieder nach Deutschland fliegen, sich in die kleinen Lettern einer Setzmaschine umwandeln. Hinter uns liegen dunkel und immer mehr entleert Rio Pardo und Genossen.

(Kb) A. R. Meyer, Kriegsberichterstatter.

Dolly.

G. K.

Von Rolf Roeingh, zurzeit im Felde.

Dolly ist nicht mehr. Unser lieber Dolly ist gefallen, auf dem Felde der Ehre. Gerlinde und Bruna, die schnellen Walküren, haben ihn der Erde mit all ihrem Haß und Hader entführt und ihn gen Walhall geleitet. Da schlürft er jetzt im Säulensaal auf zottigen Bärenfellen mit den blonden Germanenrecken braunes Met... Schade, jammerschade, er hatte das Zeug zum Feldmarschall in sich. Heute abend hab ich von seinem Vater die Trauernachricht bekommen. Gerade in dem Augenblick, als die Infanterie im Schützengraben um Hilfe bat, sie würden von der feindlichen Artillerie unter starkes Granatfeuer genommen. Da haben wir erst geschossen, gut und wirksam, und haben den Geschützen da drüben die Mäuler gestopft. Jetzt ist es wieder ruhiger da vorn. Das ebenförmige Tak-tak der Gewehre läßt darauf schließen, daß die Gleichmäßigkeit in den Gräben wiederhergestellt ist....

Die Kerze brennt heut abend schlecht. Der Docht flackert müde und die Flamme stößt von Zeit zu Zeit schwarze Rauchschwaden ab. Ich kann den Brief von Dollys Vater kaum lesen. Er hieß eigentlich gar nicht Dolly. Wir haben unsern lieben Gustav nur so genannt nach einem seiner beliebten Ausdrücke „Dolle Kiste". Ich will dir ein Rauchopfer weihen, Dolly, meine letzte gute Zigarette. Die Kerze muß sie entzünden. Sie tut es unwillig und will ausgehen. Ich tue einen langen Zug und blase den Rauch in dicken, sich in sich drehenden Ringen in die warme Luft des Unterstandes und sinne...

Da, ein besonders schöner Reif. Ruhig und wohlgezirkelt schraubt er sich fort und erweitert sich zu dem blassen Rahmen einer Erinnerung. Vor mir liegt eine liebliche Landschaft. Mitten darin ein großes Gut. Vor der Tür des Herrenhauses sitzt ein junger Offizier mit einem kleinen rotbackigen Buben. Sie spielen. Der Bub hat in seiner kleinen Patschhand die Reitgerte des Hauptmanns und schlägt energische Hiebe in die Luft. Der Offizier hat seine Freude daran. „Dolle Kiste, mit dem Jungen", lacht er.

„Tolle Tiste" echot der Kleine, kreischt lustig auf und schüttelt sein goldiges Köpfchen...

Ein zweiter Rauchkringel zieht dahin...: Eine weite Waldwiese. Darauf tummelt sich ein vierzehnjähriger Junge mit roter Mütze auf dem blonden Haarschopf auf einem feurigen Rappen. Gräben und Hecken sind ihm leichte Hindernisse. Der Vater sieht ihm lachend zu.

„Dolle Kiste mit dem Harald, Vater, was?" und pariert das edle Pferd schneidig vor dem alten Herrn...

Der Rauch ist im Dunkel verschwunden. Ein neuer Reif rollt ihm nach und umrahmt das Bild einer mondbeschienenen Villa einer Gymnasialstadt. Alles ruhet still und friedlich. Der tappende Schritt des Nachtwächters verhallt in der nebelnden Ferne. Da schieben sich zwei Jünglinge heimlich und behutsam hart an das vom Mond gebleichte Gitter des Vorgärtchens. Der blonde nimmt leicht eine Guitarre vom Rücken. Die bunten, bestickten Bänder flattern und wiegen sich im sanften Winde. Rum-plinkplank, rum-plinkplank „Schlafe süß, mein holdes, liebes Mädel, es ist spät, drum gute Nacht..." Leise und schelmisch innig schwingen sich die zarten Töne empor, klettern an der Weinranke hinauf, küssen mit flüchtigem Gruß ein paar rote und lilablasse Blumenkelche und schwingen sich durch die Stäbchen in ein Jungmädchen-Zimmer. Bald werden leise die